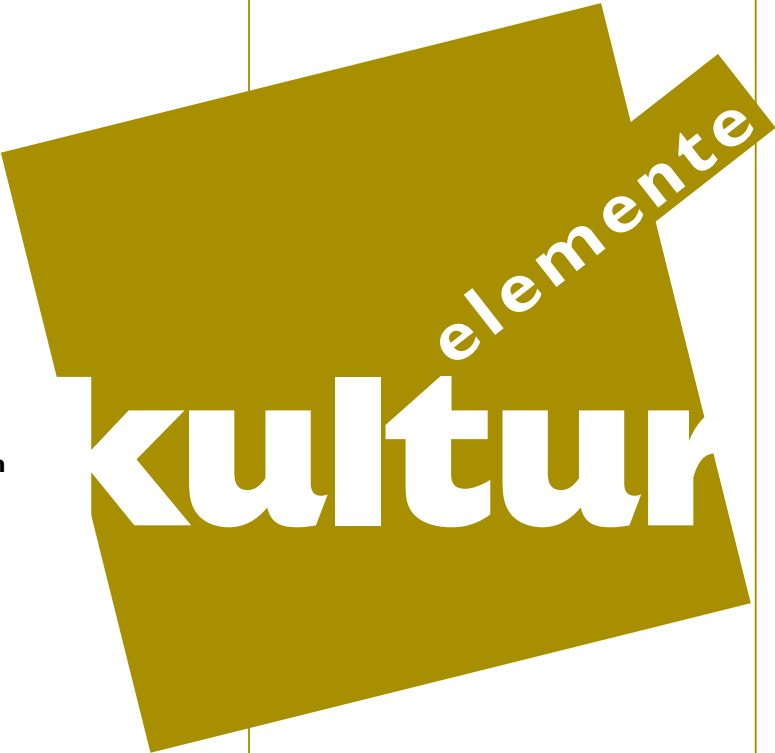


Zeitschrift für
aktuelle Fragen



Herausgegeben von der
Distel - Vereinigung

Versand im
Postabonnement 70%
Filiale Bozen

Nr. 100/2011
Sondernummer der
Dokumentationsstelle für
Neuere Südtiroler Literatur

Euro 3,50

www.kulturelemente.org
info@kulturelemente.org
redaktion@kulturelemente.org
kulturelemente.wordpress.com



Ferruccio Delle Cave

Wie entsteht Prosa in Laas?

Eine persönliche Inventur des 3. Franz-Tumler-Literaturpreises 2011

Volterra. Von manchen Orten haben wir ein lange vorgefaßtes Bild, sei es durch Erzählung anderer oder durch besonderen Zusammenhang, der uns etwas angeht; oder auch bloß durch den Klang des Namens – aber wenn wir hinkommen, muß die vorausgeschickte Einbildungskraft von der Anschauung eingeholt werden; und es liegt an uns, ob dieses Unmögliche geschehen kann, erst wenn wir nichts mehr erwarten, wird es vielleicht wahr – nur ist, was wir bekommen, in dem Augenblick etwas anderes: Erinnerung, Vergangenheit, Schatten, fremd. (Franz Tumler: Volterra. Wie entsteht Prosa. Innsbruck: Haymon 2011, S. 72).

Vergleicht man die oben zitierten Zeilen aus Tumlers programmatischer Schrift „Wie entsteht Prosa“ von 1965 mit Joachim Meyerhoffs Romanerstling im diesjährigen „Franz-Tumler-Literaturpreis“ „Alle Toten fliegen hoch“ könnten Hörer und Jury damit einen Schlüssel zum Verständnis und auch zur Entstehung des Siegertextes erobert haben. Denn nichts anderes geschieht in Meyerhoffs brillantem Debütroman: ein vorgefasstes Bild aus eigener Jugendbiographie, die Anschauung dessen, was dann zwischen einer norddeutschen Kleinstadt und dem Mittleren Westen der USA vor sich geht. Der im Kölner Verlag Kiepenheuer & Witsch veröffentlichte Roman des Schauspielers, Regisseurs und Dramaturgen Joachim Meyerhoff (* 1967 in Homburg/Saar) spiegelt bei oberflächlichem Lesen zuerst das wider, was wir in den Sechzigern und Siebzigern als eine der damals grassierenden klassischen Aussteigerstorys gelesen und miterlebt haben. In diesem autobiografischen, in sechs Teile unterteilten literarischen Programm erzählt der

Autor seine eigene Geschichte, bzw. die seiner Familie. In sympathischer, unaufgeregter, lustiger, aber auch nachdenklicher Art berichtet der Icherzähler von seinen Geschwistern, seiner Großmutter, seinem Vater oder seinem Austauschjahr in Amerika und präsentiert dabei die hohe Kunst des Erzählens, die zwischen Satire, Ironie und wehmütigem Erinnern hin und her pendelt. Erst bei eindringlicherem Lesen erschließt sich uns in ironischer Distanz eine Talentprobe des Erzählens, in welcher der Autor Persönliches, Virtuelles und Erfundenes mit Nacherzählung so geschickt mischt, dass es ihm den ersten Preis im Tumler-Preis 2011 eingebracht hat.

Was ist das nun für ein Multitalent, dieser Joachim Meyerhoff, der seine Ausbildung zum Theaterschauspieler an der „Otto-Falckenberg-Schule“ in München erworben, erste Engagements am Staatstheater Kassel, in Bielefeld, Dortmund und den Städtischen Bühnen Köln gesammelt hat, 2001 Ensemblemitglied des Maxim Gorki Theaters Berlin, 2002 des Deut-

schen Schauspielhauses in Hamburg und seit September 2005 Mitglied des ehrwürdigen Wiener Burgtheaters ist? Bei allen Meriten eines noch jungen Romanciers ist Joachim Meyerhoff ja auch ein begnadeter Leser und Rezipient, was ihm in Laas sicher einen Vorsprung gegenüber seinen Mitkonkurrent/innen eingebracht hat. Und die hatten ja auch was vorgelegt, so die 1977 in Köln geborene Astrid Rosenfeld, die mit „Adams Erbe“ (Diogenes Verlag Zürich) von der deutschen Literaturkritik für die Long-List der Frankfurter Buchmesse 2011 nominiert worden war. Ein für ihre Jugend erstaunlich reife Aufarbeitung der Judenverfolgungen in der Nazizeit. Dabei modelliert Astrid Rosenfeld Sprache, bis sie präzise genug ist, ohne an poetischer Kraft zu verlieren. Die aus heutiger Sicht strukturierte Geschichte mehrerer Generationen vor dem Hintergrund des Holocaust hat ihr im deutschen Feuilleton große Vorschusslorbeeren beschieden. Ihr Debütroman wurde auch in Laas viel beachtet und hat in der Jury Spuren hinterlassen, war sie ja eindeutig die sprachlich beste der fünf Finalist/innen. Nicht zuletzt hat sie die Leser der Vinschgauer Bibliotheken und das zahlreiche Publikum im Kulturhaus Laas beeindruckt, was ihr den Publikumspreis und einen Aufenthalt auf den Rimpfhöfen im Frühjahr 2012 eingebracht. Auch die in Berlin lebende Autorin be-

3 Die Entdeckung eines außerordentlichen Erzählers - **Michael Zellers** Porträt zum hundertsten Geburtstag von Franz Tumler erzählt von der schwierigen Würdigung eines Unzeitgemäßen.

4 Was bleibt vom Titel einer „Europäischen Kulturhauptstadt“? **Hannes Egger** hat sich in Pécs/Fünfkirchen in Südungarn auf eine Spurensuche gemacht und Erstaunliches gefunden.

7 Das Kulturhaus Bruckmühle (OÖ) richtete heuer zum zweiten Mal den literarischen Wettbewerb „Schreibkraft“ aus: Ein Resümee zur Veranstaltung und der Siegertext von im Innenteil

11 Die von **Martin Hanni** (Dokumentationsstelle für Neuere Südtiroler Literatur) initiierte Veranstaltungsreihe „von worten | an orten“ brachte 2011 sechs Autor/innenpaare ins Bozner Parkhotel Laurin.

12 Im Stil der Kürzestprosa wirft **Siegfried J. Schmidt** einen lakonischen Blick auf „30 Romane“ – eine ironische Referenz an das Panorama zeitgenössischen Erzählens

15 **Michael E. Sallinger** erinnert in seinem eindringlichen Porträt an die oberösterreichische Schriftstellerin Brigitte Schwaiger (1949 - 2010) und an die abgründige Welt des Kleinbürgertums



Foto: Martin Geier

Die letzte Nummer der Kulturelemente in jedem Kalenderjahr wird in Zusammenarbeit mit der Dokumentationsstelle für Neuere Südtiroler Literatur herausgegeben und hat somit eine vorwiegend literarische Gewichtung. Das aktuelle Heft beinhaltet ein vielseitiges Angebot überaus ansprechender Texte. Ein erster Themenschwerpunkt kreist um den Autor Franz Tumler, zu dessen hundertjährigem Geburtstag der Wuppertaler Schriftsteller Michael Zeller ein sehr persönliches Portrait entwirft (S. 3), während Ferruccio Delle Cave, Ideator und Organisator des Franz Tumler-Literaturpreises, eine Inventur der diesjährigen dritten Ausgabe des Autorenwettbewerbs vornimmt. (S. 1)

Die Auseinandersetzung mit dem Thema Europäische Kulturhauptstadt führte den Künstler und Kunstvermittler Hannes Egger im Sommer dieses Jahres in die südungarische Stadt Pécs/Fünfkirchen. „Was bleibt?“ ist die Frage nach dem Bleibenden eines solchen Kulturevents (S. 5), und diese Frage hat Egger im Interview auch der jungen Pécs-er Künstlerin Eszter Tari gestellt. (S. 6)

Martin Hanni, der die Dokumentationsstelle für Neuere Südtiroler Literatur leitet, resümiert die Veranstaltungsreihe „von Worten | an Orten“, die sich 2011 literarisch auf die Suche nach einem zukünftigen Ort für die Südtiroler Literaturszene gemacht und zwischenzeitlich Quartier in bekannten Bozner Hotel Laurin genommen hat.

Der Literaturteil versammelt drei ebenso eigenwillige wie höchst lesenswerte „Besprechungen“ aus der Feder von Siegfried J. Schmidt, Harald Wieser und Michael E. Sallinger (S. 12-16). Die Texte erweitern das Genre Rezension um neue Facetten von hoher literarischer Qualität und bilden feingeschliffene Miniaturen von großer Sprachkunst.

Der Innenteil dieses Heftes dokumentiert die zweite Ausgabe des Wettbewerbes Schreibkraft, den das oberösterreichische Kulturhaus Bruckmühle für junge österreichische und Südtiroler Autor/innen ausgeschrieben hat. ...

Die Redaktion



Foto: Martin Geier

gann eine Schauspielausbildung, die sie jedoch nach anderthalb Jahren abbrach. Seither hat sie in diversen Jobs in der Filmbranche gearbeitet, unter anderem als Casterin. So war sie etwa Casting Director bei den Kinofilmen „Muxmäuschenstill“ (2004, Regie: Marcus Mittermeier) und „Knallhart“ (2006, Regie: Detlev Buck). Von den übrigen Autor/innen fielen besonders die zwei im Rennen verbliebenen Frauen auf. Zuerst Eva Lohmann mit ihrem Debütroman „Zwei Wochen verrückt“ (München/ Zürich: Piper). Die 1981 geborene und in Hamburg lebende Inneneinrichterin und Werbetexterin erzählt die Geschichte der jungen Mila, die in einem scheinbar perfekten Umfeld lebt und der man keine Probleme ansieht. Die Tirolerin mit oberösterreichischen Wurzeln Judith W. Taschler, Jahr-



Foto: Julia Stix

Joachim Meyerhoff Tumlerpreisträger 2011

Begründung der Jury

Wie ein junger Mann vom Pendler zum Reisenden wird, wie er in Amerika ankommt, indem er die norddeutsche Provinz gegen die Provinz des immer noch Wilden Westens vertauscht, wie er sich „vom heimatlichen Liebesballast“ seiner Familie befreit, kurzum: wie er erwachsen wird, davon handelt dieser Roman. „Eine Niederlage ist immerhin ein Erlebnis“, das lernt der Held zuerst. Mit anarchistischer Fabulierlust und mit großem Gespür für Situationskomik und für Pointen eröffnet Joachim Meyerhoff ein Kaleidoskop von Geschichten, erzählt von bizarren merkwürdigen Figuren und Abenteuern. Mitten in das amerikanische Austauschjahr des Erzählers platzt die Nachricht vom Unfalltod seines Bruders. Das Schreckliche sickert gleichsam subkutan ins Geschehen und am Ende scheint der so lustige Bericht als eine sehr eigenwillige Form der Trauerarbeit. Mit großer Rasanzen führt „Alle Toten fliegen hoch“ an den Ausgangspunkt zurück und eröffnet zugleich einen neuen Horizont. Joachim Meyerhoff hat uns eine Trilogie versprochen.

Tumlerpreis 2011

Die Finalist/innen

Eva Lohmann

lebt in Hamburg und ist als Inneneinrichterin und Werbetexterin tätig. „Acht Wochen verrückt“ ist im Februar 2011 bei Piper erschienen und ihr erster Roman.

Joachim Meyerhoff

lebt im Homburg/Saar, ist Schauspieler und Regisseur. Seit sechs Jahren Ensemblemitglied des Wiener Burgetheaters, erarbeitet Meyerhoff daneben auch eigene Programme. „Alle Toten fliegen hoch“ (Kiepenheuer&Witsch, 2011) ist der erste Teil eines als Trilogie angelegten autobiografischen Familienromans.

Astrid Rosenfeld

lebt in Berlin. Nach Auslandserfahrungen in Kalifornien arbeitete sie im Theater und als Casterin beim Film. Ihr erster Roman „Adams Erbe“ ist 2011 im Diogenes Verlag erschienen.

Judith W. Taschler

lebt und arbeitet als Lehrerin und (Drehbuch)Autorin in Innsbruck. „Sommer wie Winter“ ist 2011 im Picus Verlag erschienen.

Christian Zehnder

lebt in München, ist Mitbegründer der Literaturzeitschrift „art.21-zeitdruck“ und arbeitet im universitären Bereich. Sein erster Roman „Julius“ ist 2011 bei dtv erschienen.

gang 1970, verstrickt den Leser in ihrem ersten Roman „Sommer wie Winter“ (Wien: Picus) in mehr als fünfzig Therapiegespräche, aus denen dann die Fabel herausgeschält wird, ein gut recherchiertes Psychodrama, das sich zwischen den Tatortkrimis eines Felix Mitterer und den obsessiven Prosastenogrammen eines Robert Walser einfügt. Am wenigsten gut kam bei der fünfköpfigen Jury – Daniela Strigl, Wien, Klemens Renoldner, Salzburg, Ulla Renner-Henke, Duisburg, Andreas Neeser, Aargau, und Toni Bernhart, Berlin – das dichte poetische Gewebe von Abschied und Aufbruch, Freundschaft und Liebe unter dem Titel „Julius“ (München: dtv) des 1983 in Bern geborenen Slawisten und Übersetzers Christian Zehnder an. Im Vergleich zu den anderen vier Romanen legt Christian Zehnder hier ein auf den ersten Blick traumwandlerisch vollendetes Buch vor, das auf jeder Seite, ja in jedem Satz den schwer greifbaren, weil leisen Zauber der Jugend beschwört. Christian Zehnders leise Töne waren denn auch in seinem Vortrag im vollen Saal kaum hörbar, was nicht zuletzt den Zugang zu dieser Literatur erschwerte, die für mich sehr stark an Leopold von Andrians Jugenderzählung „Der Garten der Erkenntnis“ (1895) erinnert, ähnlich verwischen sich die Pastellfarben dieser im Heute spielenden, aber in einer impressionistischen Welterfahrung verharrenden Prosa. Was bleibt nun von der dritten Ausgabe des sich nunmehr im internationalen Raum festigenden Preises, dem das neue Jurymitglied Toni Bernhart jüngst in einem Interview ein „enormes Potential“ einräumt? Eben die Erkenntnis, dass es sich lohnt,

auch in einem kleinen, aber historisch relevanten Ort wie Laas – man denke daran, wer alles über Laas geschrieben hat! – einen internationalen Literaturpreis zu veranstalten, der nicht nur die Literaturexperten von nah und fern anlockt, sondern auch Liebhaber, Schüler und Leser in einem Forum zusammenbringt, das sich wie nahtlos in das territoriale Gefüge von Obstanbau und Marmorschnitt einfügt, ohne dabei immer neu und zwingend die Frage von Kultur im ländlichen Raum heraufzubeschwören. Es hat auch mein persönliches Konzept des 2007 ins Leben gerufenen Preises bestätigt, der durch die Diskussion in der Jury seine Publikumswirksamkeit besitzt und, dem Meraner Lyrikpreis-Modell nicht unähnlich, bei Hörern und Lesern Spannung auf Literatur aufbaut, was ja gerade im Falle von Belletristik stets eine eigene Herausforderung bleibt, wenn sie nicht dem Genre Fantasie oder Krimi zuzurechnen ist. Das Schönste an dieser Ausgabe war indes für mich, die spontane und überschäumende Freude des Siegers anlässlich der Preisankündigung im Kulturforum St. Marxkirche am 17. September zu erleben. Nie hätte ich gedacht, dass unser mit 8000€ dotierter Preis einen bühnenprobten Star wie Joachim Meyerhoff so überraschen und freuen kann! Dabei hatte es ja zwei Tage zuvor ganz anders begonnen, als Joachim Meyerhoff allein am kleinen Bahnhof Laas zu später Stunde ausgestiegen war und eine junge Schülerin fragen musste, wo es da nun zum „Franz-Tumler-Preis“ ginge, Fast wäre er da, enttäuscht und frustriert, stante pede in seine neue Burgtheaterheimat Wien zurückgefahren ... Aber das ist eine andere Geschichte!

Tumlerpreis-
Veranstaltung in Laas,
September 2011:
Konzentrierte
Spannung bei Autoren
(Eva Lohmann,
Astrid Rosenfeld,
Joachim Meyerhoff,
vorne v.l.) und
Publikum

Thema

Tumler-Ausgaben,
Autor Zeller: „Diese
Bücher gehen aufs
Ganze.“

Weltkriegs. Hier lebt die junge Susanna Jorhan mit ihrem Söhnchen. Zwischen vier Männern steht sie – zwei Gewinnern des Kriegs, aus Russland, zwei einheimischen Verlierern. Da thront der „Kapitän“, Leiter der russischen Kommandantur, in ihrer ehemaligen Villa. Da lauert ihr Kolja auf, der sie auf einem einsamen Bauernhof entdeckt und verrückt nach ihr ist. Mit Axel von Wilnow, dem von den Sowjets enteigneten Gutbesitzer, hat sie eine Liebesbeziehung angefangen und ist von ihm schwanger. Und als vierter taucht ihr angetrauter Mann

Lange hat es gedauert, bis ich diesem außerordentlichen Erzähler begegnet bin, in einer jener Bücherkisten vor den Geschäften, die mich nicht an sich vorbei lassen. Ein dünnes Taschenbuch, von 1965, so schadhaft, dass ich es normalerweise nicht kaufe. Warum dieses? Gleich in einem Café habe ich dann hineingelesen in das eingerissene Büchlein – mir verschlug es den Atem. Eine solche Erzähltradition gibt es also auch in Deutschland, und davon hast du Jahrzehnte lang nichts gewusst? DER SCHRITT HINÜBER heißt der kleine Roman, 150 Seiten lediglich, erschienen erstmals 1956. Die Geschichte einer Frau, wie ich sie aus der Feder eines männlichen Schriftstellers selten gelesen habe, von einem meiner Sprache schon gar nicht. „Geschichte“ allerdings ist ein Begriff, der das Erzählen dieses Autors allzu stark einengt und den Reiz seiner Prosa bedroht. „Immer geschieht etwas anderes, als das, was geschieht. Aber dieses andere läßt sich nicht erkennen. Was eigentlich geschieht, läßt sich nicht herunterdrehen auf eine Geschichte. Es geht anders weiter, nicht in ‚bestimmten Tagen‘ oder Briefen, die ankommen. Die Worte kommen an. Aber sie erzählen nicht eine Geschichte. Sie machen selbst das, was geschieht. Die Geschichte hört auf, trotzdem geht es weiter auch nach diesem bestimmten Tag.“ Unwiderstehlich war der Sog, in den ich geriet und der die nächsten Tage anhielt (denn Tumlers Roman, auch wenn es nur 150 Seiten sind, kann man nicht hinabschlingen. Er muss Wort für Wort gelesen sein.) Was kann ich sagen von einer Geschichte, in der etwas anderes geschieht als das, was geschieht? Ein Dorf in Österreich, unter sowjetrussischer Besatzung, unmittelbar nach Ende des Zweiten



ist, im Kosmos. Der Mensch als ephemere Einheit, geistig, seelisch, körperlich, der aus Fernen kommt, eine kurze Weile hier ist, bald weiter muss in eine Zukunft hinein, unabsehbar unserem Erkennen. Das ist ihr Thema. An den Parteilichkeiten der jeweiligen Gegenwart, mit all den Blindstellen und ideologiegesteuerten Engführungen des Wahrnehmens und Denkens – daran gehen diese Autoren keineswegs vorüber. Aber sie zitieren sie gleichermaßen, transzendieren sie auf das, was der menschlichen Existenz wesentlich ist und

wieder auf, im Krieg verschollen, und erwartet „seine“ Frau, jenseits der Grenze, im amerikanischen Sektor: EIN SCHRITT HINÜBER. Mit jedem dieser vier Männer hat Susanna ihr ganz eigenes „Verhältnis“ – ein Geflecht aus Ängsten und Lüsten, aus Gefühl und Kalkül einer Frau, durchwirkt von dem Willen, sich selbst niemals abhanden zu kommen. Raffiniert und hilflos, in dem engen Rahmen, den ihr die Wirklichkeit steckt, balanciert sie durch ihr Leben. Susanna als die gesellschaftlich Gefährdetste ist der rundeste Mensch von allen. Heldin so wenig wie Opfer. Bloß eine Frau. „Einmal, wenn mich niemand mehr für seine Frau, seine Geliebte oder Mutter halten wird, dann kann ich mich einfach hinlegen und Ruhe haben.“ Große Erzählkunst, wie sie selten glückt. Diese Susanna Jorhan, aus Franz Tumlers Roman DER SCHRITT HINÜBER von 1956, hat literarisch das Format einer Effi Briest, einer Madame Bovary. Müsste sie nicht längst eine frühe Ikone der sogenannten Frauenliteratur geworden sein? Und warum hat mich erst so spät der Zufall einer Bücherplunderkiste zu diesem außerordentlichen Autor geführt? Ein Traditionsbruch offenbar in diesem Land.

Je mehr ich jetzt von Tumler las, umso mehr wuchs meine Bewunderung. Eine absehbare Zahl von Büchern, aber jedes von ihnen forderte meine Aufmerksamkeit, ungeteilt. Was ist das für eine Literatur, die ihren Leser derart in Besitz nimmt? Diese Bücher gehen aufs Ganze. So sehr die Autoren in ihrer Zeit stehen und darin verwurzelt sind – stärker nehmen sie Anteil am Menschen, wie er in der Welt zuhause

Franz Tumler zu Ehren

STO LAT! *

Michael Zeller

„immer geschieht etwas anderes, als das, was geschieht“

Ein großes literarisches Werk hat er hinterlassen, kein umfangreiches. Es brauchte Zeit, und die nahm und nimmt es sich, bis heute. Kaum einen zweiten Schriftsteller kenne ich in diesem Sprachraum, in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, der den Roman als Kunstform so weit vorangetrieben hat wie er. Der Anschluss gehalten hat an die Kunst des Erzählens, wie sie in der Welt geübt wird. Vor einem Jahrhundert wurde er geboren, in Südtirol. Seit gerade dreizehn Jahren ist er tot, gestorben zu Berlin. Kennt man ihn heute noch genug im deutschen Sprachraum (mit seinen vielen Grenzen)? Haben zu Lebzeiten ihn viele erkannt?

möglicherweise von ihr bleiben wird, in welcher Verwandlung auch immer. Über den Tag hinaus wahrnehmen, fühlen, denken; in eigener Zeit zu sein: Das ist das Talent des Schriftstellers. Daraus lebt er seinen Beruf.

Ein weiteres Beispiel für Tumlers Erzählverfahren lässt sich fast wie ein Rechenexempel vorführen. Die „Erzählung“ DER MANTEL, von 1959, wie der Autor den längeren Prosatext bescheidenerweise nennt, ist für einen heutigen Leser vielleicht das eingängigste seiner Bücher. Von dem Mann Huemer wird darin erzählt, der seinen Mantel verlor. Er sucht ein befreundetes Ehepaar



Foto: wz-newsline.de

am Stadtrand auf. Zwei Kapitel lang, über dreißig Seiten, wird von Huemers Weg zu den Freunden erzählt, hin und zurück, zu Fuß, per Bahn. Und was erfährt der Leser von dem Besuch selbst? „Huemers Besuch bei Seidlers dauerte knapp zwei Stunden; um vier kam er an, um sechs brach er oben im Haus auf, um den Zug, mit dem er zurückkehren wollte, nicht zu versäumen.“ Das ist alles. Alles, was zwischen drei Menschen an einem Nachmittag geschehen kann und was vorher zwischen ihnen geschehen war, steckt in der ausführlichen Schilderung von Huemers Hin- und Rückweg. „Alles ist voller Regungen, die wahrnehmbar nur sind, wenn man nicht hinsieht.“

So lernte ich Franz Tumler kennen und hochschätzen, in seinen Büchern nach dem Zweiten Weltkrieg. Aber da gab es offenbar noch eine Vorzeit, und die war rabenschwarz. Da musste ich hinab ins Tausendjährige.

„immer geschieht etwas anderes, als das, was geschieht“

Debütiert hat Franz Tumler 1935 mit der kleinen Erzählung „Das Tal von Lausa und Duron“, das ich bei einem Wiener Bouquinisten fand, ein Exemplar aus dieser Zeit noch. (Ein Besitzer vor mir hatte es bereits am „4. 2. 41“ gelesen, wie er hinten mit Bleistift festgehalten hat.) Die Handlung spielt in den Bergen Südtirols, wo Tumler vor hundert Jahren geboren wurde, und erzählt das Schicksal der beiden Geschwister Anita und Leon, wie sie dort vom Ersten Weltkrieg erfasst und verschlungen werden. Die Erzählung wurde 300.000 Mal verkauft. Ihr Verfasser, gerade 24 Jahre jung, zog mit diesem Verkaufserfolg das Interesse der damaligen politischen Machthaber in Deutschland auf sich, der Nationalsozialisten – und erlag ihm. Der junge Mann, der sich vom Schuldienst freimachen wollte, um als unabhängiger Schriftsteller zu leben, wurde ein Nutznießer des

* polnisches Geburtstagslied:
„Hundert Jahre
(solst du werden)!“

Thema

neuen Regimes. Ab 1935 schrieb er regelmäßig für dessen Zeitschrift „Inneres Reich“, kam auf die „Vorschlagsliste für Dichterlesungen“ zu stehen, die die Reichsschriftumsstelle im Propagandaministerium herausgab. Tumler trat der NSDAP bei und der SA. Den Krieg verbrachte er von 1941 bis zum Ende als Artillerist der Kriegsmarine auf See. Nach 1945 war Tumlers Eintreten für die Ideologie der Nationalsozialisten naturgemäß ein Skandalon. Fast noch ein größeres Skandalon aber war es, dass er darüber kein Wort verlor, lange Jahre. Er hatte sich im politischen Raum einmal schrecklich verrannt. Ein zweites Mal sollte ihm das nicht passieren. Er schwieg – und schrieb: makellose Literatur. Jeder, der sie liest, steht an einem Abgrund. Er blickt mit Grauen hinab und ahnt da unten seine eigenen Gefahren, für die er selbst einzustehen hat. Zerredet wird ihm nichts. 1953 veröffentlichte Tumler den Roman „Ein Schloß in Österreich“, verließ sein Land und zog nach (West-)Berlin. 1956 kam dann sein Roman EIN SCHRITT HINÜBER heraus, das

Buch, das ich nach Jahrzehnten aus einem Bücherkarren fischte für eine schlappe Mark (die es damals noch gab). Und war, ungetrübt von Vorwissen über das Leben seines Autors, begeistert von diesem Stück deutschsprachiger Erzählliteratur, wie ich sie nach 1945 hierzulande selten gelesen hatte. Durfte ich immer noch einen solchen ausgewiesenen „alten Nazi“ für einen großartigen Schriftsteller halten? Wie aber steht es um die Moral des Schreibens? Sie steckt nicht in einer Absicht, und sei es der menschenfreundlichsten. Im Wort ist sie aufgehoben, allein dort. Da Franz Tumler, soweit ich sehe, sich niemals essayistisch geäußert hat, zu keinem Thema, halte ich mich an seine erzählten Geschichten, das beste und authentischste und ehrlichste, das er seinen Zeitgenossen und der Welt gegeben hat. In dem Erzählen, wie er es tat, war alles enthalten, was er mitzuteilen hatte. Ein Autor ist glücklich zu schätzen, von dem das gesagt werden kann. „Denken ist wie Brotkauen“, heißt es in AUF-

SCHREIBUNG AUS TRIENT, dem Roman von 1965, den Tumler in seinen fünfziger Jahren geschrieben hat. In der Spurensuche nach seinem früh verstorbenen Vater entdecke ich den direktesten Bezug zu geschichtlichen Prozessen, in die der Mensch in seiner Zeit – nolens, volens – verstrickt ist. „Denken ist wie Brotkauen: wenn es klein und weich genug ist, kann man es schlucken. Ich kenne keinen Gedanken, der mir nicht durch diese Zerkleinerung und Versetzung in einen Stoff gegangen ist, daß er mir im Fleisch mitrinnt.“ Im Fleisch mitrinnt, nicht im Blut – was für eine handgreifliche Sprache, Silbe für Silbe zu kauen, ohne Hülsen. Diesen Zerkleinerungsvorgang muss bei diesem Autor auch die Geschichte aushalten (als Geschehendes). Da bleibt nur so viel übrig, als in Mund und Magen eines Einzelnen passt. Menschenmaß. Ideologen hungern da aus. Das macht sie bössartig. Zerkleinern, Kauen vorm Schlucken. Nur so kann etwas erzählt werden, das auch wirklich geschieht. ■

Hannes Egger

Was bleibt?

Pécs/Fünfkirchen - zu Besuch in der Europäischen Kulturhauptstadt von 2010

„Was bleibt?“ war die Frage, die mich bewegte, eine Reise nach Pécs (deutsch: Fünfkirchen) in Südungarn anzutreten. Pécs war 2010 Europäische Kulturhauptstadt, neben Istanbul und Essen. Ich wollte wissen, welche Spuren der „Titel“ einer europäischen „Kulturhauptstadt“ nach einem Jahr hinterlässt. Was sind nachhaltige Effekte? Was ist im Sommer 2011 von der Kulturhauptstadt geblieben?

Die Ungaren lieben Gulasch, Kartoffeln, Schnitzel, auch Fisch aus der Donau, aber sie mögen kein Kebab. In Pécs habe ich nur eine Kebabbude gefunden. Denn die Ungarn mögen die Türken nicht besonders und haben sich furchtbar geärgert, als plötzlich auch Istanbul neben Pécs und Essen (Ruhr) zur Europäischen Kulturhauptstadt gekürt wurde. In Pécs wird gemutmaßt, dass es sich bei der Nominierung Istanbuls um ein rein politisches Manöver gehandelt habe. Nachdem die Aufnahme der

Türkei in die EU verschoben wurde, wollte Brüssel doch einen Schritt auf den Partner mit dem hohen Wirtschaftswachstum zugehen und bot an, dass Istanbul Europäische Kulturhauptstadt werden könnte. Pécs hat 150.000 Einwohner, Istanbul 13 Millionen, das Ruhrgebiet 53 Millionen. Die Südungaren mögen die Türken nicht, zu lange waren sie unter osmanischer Herrschaft. Was sie lieben, ist McDonalds. Dieser ist auf jeden Fall geblieben, wohl war er schon vorher

da und erfreut sich am Hauptplatz (Széchenyi tér) mit der Moschee Gazi Khassim bzw. der Dzsámi-Kirche, unglaublicher Beliebtheit. In keinem anderen Lokal habe ich annähernd soviel Leute gesehen wie hinter der imposanten Glasfront des Imbissstempels Die Einheimischen sagen: dort gehen die Ausländer hin, all die Studenten, die Deutschen, die wegen des Numerus Klausus nach Pecs zum Medizinstudium kommen, die Amis, die Dänen ... Die Einheimischen haben nicht das Geld, zum McDonalds zu gehen. Sie essen zu Hause. Vielleicht schmecken ihnen die Burger auch nicht besonders. Überhaupt sind auf dem Hauptplatz (welcher von einer Statue des János Hunyadi, des Tür-

Stadtplatz von Pécs mit der ehemaligen Moschee Gazi Khassim im Hintergrund und dem Reiterstandbild des Türkenkämpfers János Hunyadi: die neue Fußgängerzone ist die sichtbarste Errungenschaft des Kulturstadtjahres.



Foto: wikipedia.org

Reportage

Das Zsolnay Quartier
im Bereich der
gleichnamigen
ehemaligen
Porzellanmanufaktur:
die geplante
Kulturmeile bleibt
Baustelle



Foto: Peter Tribus

kenbekämpfers, überwacht wird), sowie in der Einkaufsstraße wenig Einheimische auszumachen. Auch keine lokalen Geschäfte. Zumindest sehen diese nicht danach aus. Da reiht sich ein irisches Pub an ein Lokal mit internationaler Küche, in welchem es schlechte Pizza, Whisky, Schnitzel, Fachitas und Meeresfrüchte gibt; die Einrichtung ist dieselbe wie überall auf der Welt in „modernen“ Hiplokalen, die schlechtes Essen für viel Geld verkaufen. Den Studenten und ihren Freunden und Familien, die im Sommer zu Gast in Pécs sind, gefällt es. Generell sind im Sommer wenige Leute in Pecs, da die Studenten fehlen. Zusätzlich gibt es in der Hauptstraße Eisdielen, ein paar Modeketten, die besagte Kebabbude, ein Theater, eine Kirche, Parkplätze usw. Einige Geschäfte hatten bis vor kurzem (oder nur für kurze Zeit) geöffnet und sind wieder verschwunden. Wohin?

Der Hauptplatz ist neu gepflastert und mit einem Brunnen versehen, alle wichtigen, repräsentativen Gebäude wurden zumindest an der Fassade restauriert. An einer barocken Kirche

nem ehemaligen k. und k. Hotel wurden die Zwischenwände herausgenommen und Betonstützen eingezogen, wo sie von Nöten waren. Der Putz wurde von den Wänden gekratzt und zeigt seine historischen Flecken. Im hinteren Teil eine Bar mit einigen Tischen, auf jedem Tisch liegt mindestens ein illustrierter Kunstkatalog. Der Service ist schlecht, bzw. existiert nicht, was an solchen Orten schon fast zum Kolorit gehört, dem Besucher jedenfalls auch egal ist. Es handelt sich um einen jungen Kunstverein und nicht um einen professionellen Gastbetrieb. An den Wänden hängen Arbeiten von Diplomstudenten, eher zweit- und dritrangiger Qualität. Die Räume aber sind super. Außen Fassade eines schicken alten Hotels, innen Galerie und Musikhalle für die europäische Kunstszene. Ein oder zwei junge Kreative, etwa Mitte zwanzig, sitzen am, hinter oder in der Nähe der Theke. Ansonsten: gähnende Leere. Es liegen irgendwo zwei Flyer auf: am Samstag ist Party mit DJ. Beim Verlassen des Lokals will ich es genau wissen, will wissen, ob

gleich daneben ist ein imposanter zeitgenössischer Konzertsaal, er scheint fertig, zumindest von außen, Konzerte aber finden keine statt, jedenfalls fand ich keine Programmhefte oder sonstige Infos.

Am Abend sitze ich dann wieder in der Nador Gallery – endlich ein paar Leute. Es sind Holländer. Eine Dame kommt auf mich zu und drückt mir einen mit dem privaten Drucker geprinteten Flyer in die Hand. Ich soll am nächsten Tag außerhalb von Pécs in eine kleines Dorf fahren, dort fände eine Ausstellung statt. Ich denke: na klar, holländische Hoobymalerinnen in der Midlife Crisis haben nichts anderes zu tun als ihre bunten Bilder in Südungarn auszustellen und zu Hause bei Tee und Kaffee den Freundinnen von der tollen und erfolgreichen Ausstellung zu berichten. Mich macht stutzig, dass der Direktor der Stadtgalerie von Pécs, Gamus Árpád, Eröffnungsworte sprechen soll. Mal sehen. Am nächsten Tag bin ich nicht gerade pünktlich, da das Dorf am Ende der Welt liegt, dennoch relativ in der Zeit am besagten Ort. Das Erstaunen ist groß: in einem 50-Seelen-Dorf haben Elisabeth de Vaal und Arie van der Burg zuerst ein, dann ein zweites Haus gekauft. Sie verbringen einige Monate im Jahr in dem Dorf mit dem Namen Pécsbagota. Zu Hause sind sie in Den Haag. Elisabeth de Vaal ist Künstlerin, Kuratorin und führendes Mitglied von Quartair, einer Plattform für Kunstproduktion, Präsentation und Kunstdebatte in Den Haag. Seit zwei oder drei Jahren laden sie und ihr Partner KünstlerInnen aus Holland als Artists in Residence nach Pécsbagota ein. 2012 sind Ellen Rodenberg und Maarten Schepers eingeladen, sie zeigen zusammen mit den KünstlerInnen der letzten Jahre die vor Ort entstandenen Arbeiten. Rodenberg und Schepers haben zusätzlich drei junge Künstler aus Pecs, Balazs Kovacs, Zsolt Gyenes und Kostana Banovics eingeladen, sich an der Schau zu beteiligen. Zentrum der Ausstellung ist das kleine Haus von Rózsa Néni, einer 2005 verstorbenen Roma-Frau. Was ich hier zu sehen bekomme, ist mehr als überraschend: Skulpturen aus Plastikflaschen, mechanische Maschinen, Akustikgeneratoren, eine Reisebibliothek in einer Bushaltestelle, eine blaue Hausskulptur und Fahnen. Zur Eröffnung der Ausstellung feiert das gesamte Dorf mit – schließlich gibt es gratis Essen und Trinken. Einige der Bewohner haben mitgearbeitet, diese bekommen eine Plastikflaschenskulptur geschenkt. Was sie damit anfangen sollen, bleibt ihnen unklar.

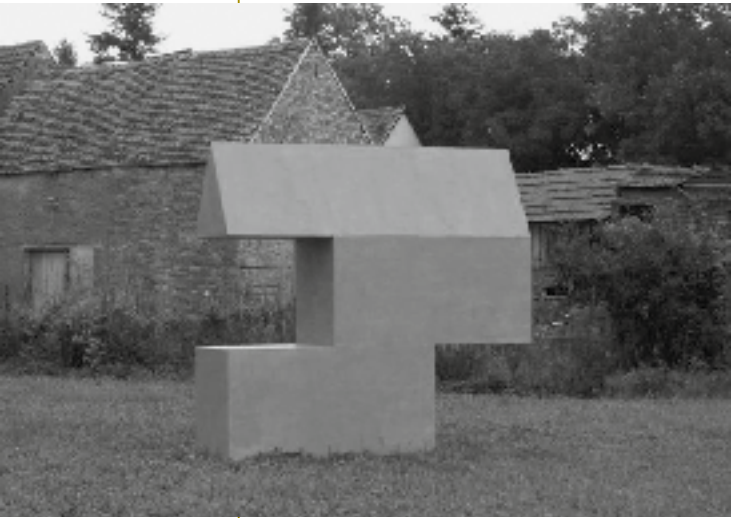
Balazs Kovacs, Soundkünstler und freier Radio-



Fotos: Ellen Rodenberg

findet sich eine Aufschrift von 2010, dort befand sich eine temporäre Galerie. Im Hotel, in welchem ich untergebracht bin, liegen die Programmhefte von 2010 auf. Neue gibt es natürlich nicht. Auf die Frage nach Spuren des Kulturhauptstadtjahres zeigt der Cityguide auf einen Verschlag aus Brettern in einer Baunische, die als Parkplatz genutzt wird. In und um diese zweistöckige Holzkonstruktion fanden verschiedene Veranstaltungen zu Medienkunst mit internationalen KünstlerInnen statt. Die Konstruktion soll noch eine Zeitlang stehen bleiben, als Erinnerung. Am Hauptplatz befindet sich die Galerie Nador. Eine location, die 2010 sicher gut funktioniert hat: zentral gelegen, ideal für Ausstellungen und Partys. In ei-

ich den ungarischen Flyer kapiert habe. Der junge Herr antwortet mir freundlich, dass er nicht glaubt, dass Party sein wird: wahrscheinlich keine Leute. Schade, ich hätte mich gefreut. Das Stadtzentrum ist überschaubar; nachdem ich jeden Kulturort, wie Kirchen, Ex Moschee, Stadtgalerie, historisches Museum und das Vasarely Museum (welches mit wirklich ausgezeichneten OP-Art Arbeiten beeindruckt) besucht habe, erkunde ich das Umfeld der Innenstadt und treffe auf Bauruinen von 2010: die ehemalige Porzellanmanufaktur Zsolnay sollte für das Hauptstadtjahr zu einem Kulturviertel umgebaut werden. 2010 wurde der Bau nicht fertig gestellt. Noch immer wird, bzw. wird nicht mehr daran gearbeitet. Das Kodály Center



Kunstprojekt in Pécsbagota:
Überraschendes Happening mit
internationalem Flair im
50-Seelen-Dorf

macher aus Pécs, erzählt mir am Rande der Veranstaltung, dass er und seine Kollegen aus „Pécs 2010“ viel gelernt hätten. Unmittelbare Wirkung sei von einem derartigen Großereignis für die Kunstszene kaum zu erwarten; wer – Stichwort: Europa – auf eine internationale Hebelwirkung hoffte, wurde schnell enttäuscht. Die Kulturschaffenden aus der Region wissen nun, dass es Unsinn ist, in der Kulturarbeit kurzfristig zu denken: long term anstatt short term. Wichtig ist, die lokale Bevölkerung in das Kulturgeschehen einzubeziehen. Infrastrukturen sind nur insofern wertvoll, soweit sie auch langfristig nutzbar sind. Er und andere Kulturaktivisten sind nun dabei, die Kunstszene von Pécs zu reaktivieren. Good luck!



Eszter Tari (*1976) ist eine ungarische Künstlerin aus Pécs. Sie studierte von 1997 bis 2004 an der Kunstfakultät der Universität von Pécs bei Sándor Pinczehelyi. 2005 ergänzte sie ihre Ausbildung mit dem Abschluss eines DLA (Doctor of Liberal Arts) bei Professorin Ilona Keserü.

Interview

Hannes Egger/Haimo Perkmann

Was waren Deine Hoffnungen für 2010?

Wir waren überrascht, meine Familie und ich, als wir hörten, dass unsere Stadt zur Kulturhauptstadt 2010 ernannt wurde. Allerdings glaubten wir nicht daran, dass unsere Stadtverwaltung in der Lage wäre, ein solches Projekt erfolgreich umzusetzen. Pécs ist eine kleine Stadt mit etwa 160.000 Einwohnern. Wir besitzen fünf Theaterbühnen mit talentierten Schauspielern und veranstalten ein jährliches Nationales Theaterfestival.



Porträt: Eszter Tari

Wir haben ein bekanntes Ballett und eine Volkstanzgruppe, die ebenfalls ein jährliches Tanzfestival organisiert. Daneben gibt es noch ein exzellentes Orchester klassischer Musik, fünf Kunstvereine und zahllose Kulturinitiativen, eine breite Palette an Kunst- und wissenschaftlichen Museen, fünf Galerien für zeitgenössische Kunst und einige Ausstellungsräume an verschiedenen Instituten. Zudem findet sich in Pécs eine ehemals weltberühmte Keramikfabrik (die heute ohne Produktdesigner ist) sowie kleinere Fabriken zur Fertigung von Handschuhen in Kooperation mit ausländischen Designern. Wir haben eine Kunsthochschule und eine Fakultät für Kunst an der Universität Pécs. Doch das Problem ist, dass die Kunstszene von Budapest nicht gewillt ist anzuerkennen, dass es außerhalb der Hauptstadt in Ungarn gute Kunst geben kann. Dies ist tief in den Köpfen drin, daher kann sich keine Stadt außerhalb Budapests wirklich entwickeln, weder wirtschaftlich noch sozial oder kulturell. Nicht, so lange es unter den Künstlern, Kunstkritikern und Kunsthistorikern, Kuratoren und Leitern großer Institutionen kein Umdenken gibt. Für gewöhnlich gehen alle, die voll Energie und Tatendrang sind und etwas erreichen wollen, nach Budapest. Und wenn sie damit nicht klar kommen – aus welchen Gründen auch immer – dann wandern sie aus. Die Bevölkerung von Pécs hat abgenommen und die Arbeitslosigkeit zugenommen. So haben wir zunehmend mehr Obdachlose, während die Stadtverwaltung mit dem Problem der Roma überfordert ist. Ich denke es ist nicht möglich, eine lebendige Kulturszene zu etablieren, wenn die Zivilgesellschaft schwach ist, weil die Mehrheit der Leute mit dem Kampf ums tägliche Leben beschäftigt ist und, was noch viel wichtiger ist, keinen Zusammenhalt hat. Je näher also das Jahr 2010 rückte, umso mehr verloren meine Bekannten die Hoffnungen auf ein zukunftsweisendes Programm. Den Einwohnern von Pécs hätte das Projekt sicher besser gefallen, wenn es sie mehr einbezogen und ihre Werte und Möglichkeiten zum Einsatz gebracht hätte. Zum Beispiel

Kein zukunftsweisendes Programm

Die Pécs-Künstlerin Eszter Tari erinnert sich im Kulturelemente-Gespräch an Hoffnungen und Enttäuschungen im Kulturhauptstadt-Jahr

hätte man die vielen historischen Gebäude renovieren können, in denen verschiedenste Institutionen bereits arbeiteten, anstatt diese Gebäude zu schließen und neue, teure und große Gebäude zu bauen. Es wäre toll gewesen, wenn die ganze Angelegenheit nicht nur für Politiker interessant gewesen wäre; wenn stattdessen die Kunstvereine und Künstlergruppen, die Kunstexperten und überhaupt alle Künstler von Pécs miteinbezogen worden wären. Wir hofften, dass das Projekt zur Kulturhauptstadt 2010 in Pécs wenigstens rechtzeitig fertig werden würde, damit eine Menge Besucher zu uns kommen. Auf diese Weise hätte sich die Stadt einen Namen machen können und könnte somit auch in Zukunft mehr Besucher verbuchen. Dies wäre der Stadtverwaltung und den privaten Institutionen, also der Stadt insgesamt zugute gekommen.

Was bedeutete „Europäische Kulturhauptstadt Pécs“ für Dich?

Im Jahr 2009 sagten bereits viele meiner Kollegen, dass es wohl besser wäre, 2010 gar nicht in Pécs zu sein, weil das alles nur peinlich werden würde. Zufällig war ich dann bis Ende August 2010 tatsächlich mit einem ganz anderen Projekt beschäftigt. Bis Anfang April war ich im indonesischen Yogyakarta, wo ich zu Recherchezwecken für meine Dissertation betrieb, ich bereitete gerade mein Doktorat der Freien Künste vor, ein Studientitel, der in Ungarn gleichbedeutend mit einem PhD ist. Ich erforschte dort die zeitgenössische Malerei von Zentral-Java und hatte dafür ein staatliches Stipendium erhalten. In diesen sechs Monaten in Yogyakarta entdeckte ich eine sehr lebendige Kulturszene. Nach meiner Rückkehr arbeitete ich an meiner Dissertation und bereitete mich auf die Defensio vor. Ich hatte also wenig Zeit, mich mit dem Programm von Pécs zu befassen. Doch ich hörte eine Menge darüber von all meinen Freunden, Kollegen und Bekannten. Der größte Teil des Kulturprogramms für das Event Kulturhauptstadt Pécs 2010 war bereits lange zuvor schon geplant gewesen, vieles davon waren alljährlich wiederkehrende Veranstaltungen, die nun lediglich größere Aufmerksamkeit, dafür aber weniger Geld erhielten, denn dies wurde anderweitig benötigt. Die Stadtverwaltung war übereifrig, dennoch soll eine Menge von dem Geld im Zuge der Vorbereitungen verschwunden sein, jedenfalls mussten die meisten Einzelevents mit einem kleinen Budget auskommen. Die Künstler und Verbände waren wieder einmal gezwungen, aus Liebe zur Kunst zu arbeiten. Für mich als Malerin waren zwei Ausstellungen im Rahmen des Programms am wichtigsten, eine über Bauhaus, die andere über den ungarischen Fauvismus. Die Stadtverwaltung ihrerseits investierte die meisten finanziellen Ressourcen, Energie und Zeit in die Renovierung der Straßen, Plätze und Bushaltestellen. So wurden auch Objekte renoviert, die gar keine Renovierung benötigten. Dafür finden wir heute in fast allen Straßen der Stadt dasselbe Straßenpflaster. Die Stadt versuchte alles zügig zu erneuern, so zügig, dass vieles schlecht gemacht wurde und kurz darauf noch einmal gemacht werden musste. Die besten Veranstaltungen des Kulturprogramms gingen somit auf Privatinitiativen und kleine Vereine zurück.

Was ist übrig geblieben von der Kulturhauptstadt?

Der Hauptplatz von Pécs ist lebendiger und quirliger als zuvor, aber das kann auch daran

liegen, dass Busse und Autos dort jetzt nicht mehr fahren dürfen. Belustigend ist, dass sich Pécs als „mediterrane Stadt“ präsentiert. Dies wurde besonders durch die Gestaltung der Fußgängerzone unterstrichen, wo zahlreiche Oleanderbüsche in Töpfen das Stadtbild verzieren. Aber nur im Sommer, denn im Winter muss die Stadt einen Lagerraum mieten, in dem die Oleanderbüsche bis Frühling überwintern. Die neue Stadtbücherei ist wirklich modern und gut bestückt, doch um sie zu erhalten, mussten mehrere kleine Büchereien im Stadtgebiet geschlossen werden. Für die Einwohner war es einfacher, mehrere kleine Büchereien in der Stadt zu haben. In der großen Halle der Bücherei ist eine wunderbare Keramikarbeit eines Künstlers von Pécs zu sehen. Später stellte sich jedoch heraus, dass die Heizkosten für diesen acht Meter hohen Innenraum sehr kostspielig sind und einen Luxus für die Stadt darstellen. Gleich neben der Stadtbücherei wurde das neue Kodály-Zentrum gebaut, eine große Konzerthalle mit einigen Konferenzräumlichkeiten. Dieses Gebäude ist das erfolgreichste Projekt, das aus dem Kulturhauptstadtprojekt hervorgegangen ist, denn es zieht nach wie vor viele Musikfreunde aus dem ganzen Land an. Nicht weit davon entfernt entstand ein noch immer nicht fertig gestelltes Plaza, obwohl keine zwei Autominuten davon entfernt bereits ein Plaza-Hotel besteht. Überhaupt gibt es in dieser Gegend schon viele Hotels und Pensionen, die selten ausgelastet sind. In der entgegengesetzten Richtung des Kodály-Zentrums liegt das sogenannte Zsolnay-Quartier (das ehemalige Zsolnay-Kulturzentrum-Projekt), das, wie es aussieht, wohl niemals fertig werden wird. Die Grundlage für dieses Quartier bildet die Zsolnay Keramikfabrik, die seit vielen Jahren kontinuierlich abwirtschaftet. Die Anzahl der Angestellten ist in den letzten zehn Jahren von 2000 auf 200 gesunken, heute sind die noch aktiven Werkstätten geschrumpft und eng zusammengedrückt. Aus diesem Grund wurde beschlossen, dass Ende des Jahres das Puppentheater, die Stadtgalerie, die Kunsthochschule, die Fakultät für Musik und visuelle Künste sowie die Fakultät für Kommunikationswissenschaften dort Quartier beziehen sollten. Besser spät als nie, dachten wir, doch ein Jahr und acht Monate nach der Eröffnung des Kulturhauptstadtjahres 2010 ist das Zsolnay-Quartier noch immer nicht fertig. Es befindet sich zwar ein neues und wertvolles Zsolnay Keramikmuseum in dem Quartier, doch der matschige Zufahrtsweg dorthin führt durch eine große Baustelle. Gut war auch die Eröffnung des neuen großen Kunstraums der Stadtgalerie, doch leider musste dafür ein kleiner alter und wunderschöner Ausstellungsraum der Stadtgalerie geschlossen werden, obwohl dieser Raum sehr gut für nicht-retrospektive Ausstellungen geeignet war. Die Museumsvereinigung renovierte zu gleicher Zeit ein altes Museumsgebäude, das nun ebenfalls große Ausstellungen beherbergen kann. Abgesehen von diesen Großinvestitionen mussten viele Kunstbetriebe, Kulturinstitute und Galerien schließen. Künstlervereinigungen und unabhängige Radiostationen, die im Kulturhauptstadtprojekt Pécs 2010 aktiv waren, sind gezwungen, ohne jegliche Unterstützung weiter zu arbeiten.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

2. Literaturwettbewerb für junge Autorinnen und Autoren in Österreich und Südtirol



Die Macht der Möglichkeiten

Das Kulturhaus Bruckmühle gestaltet den Literaturwettbewerb „Schreibkraft“

Veronika Zoidl

Die zweite Ausgabe

Zum zweiten Mal nach 2009 schrieb das Kulturhaus Bruckmühle in Pregarten/NÖ im Frühjahr 2011 seinen hausinternen Schreibwettbewerb für junge Autor/innen aus. 151 Beiträge wurden bis Anfang Juli eingesandt. Am 27. Juli wählte die Vorjury – bestehend aus Günter Giselher Krenner, Wolfgang Lanzinger, Roman Scheuchenegger und Veronika Zoidl - aus diesen 151 Texten 34 aus, die dann der Hauptjury übergeben wurden. Diese zehnköpfige Gruppe, der bereits zum zweiten Mal die Autorin Margarita Fuchs und der Journalist Cornelius Hell angehören, sichtete die anonymisierten Beiträge und wählte Ende September die neun Finalistinnen aus, welche sich im November der öffentlichen Präsentation stellen mussten.

Auffällig sind die äußerst düsteren Themen, die die Texte der jungen Autorinnen und Autoren beeinflussten – Tod, Gewalt, Verbrechen, Schmerz.

Bis Ende September standen die neun FinalistInnen fest. Die Preisverleihung am 24. November fand auch bei dieser zweiten Ausgabe des Schreibwettbewerbs als Dialog zwischen der hochkarätigen Jury, dem Publikum und den AutorInnen statt. Für die drei so ermittelten Schreibkraft-Sieger gibt es je 500 Euro Preisgeld und ihre Texte werden veröffentlicht.

Die Schreibkraft der Jugend heben

„Der Bewerb ist eine wunderbare Plattform für junge Menschen, um ihre Texte in die Öffentlichkeit zu stellen“, sagt Margarita Fuchs. Für sie war es daher keine Frage, neuerlich in der Jury zu sitzen: „Schreibkraft hat so viele positive Ansätze. Die jungen Menschen müssen sich auch dem Publikum stellen und Fragen beantworten. Sich das zu trauen ist eine große Herausforderung.“ Das unterstreicht auch Cornelius Hell: „Es geht darum, sich testen zu können.“ Denn es gebe viele Menschen, die schreiben wollen. Aber herauszufinden, ob diese Texte auch ankommen und was sie wert sind, dafür gibt es wenige Möglichkeiten. „Bewerbe sind dafür ein guter Test. Die Finalisten bekommen auch ein ausführliches Feedback“, sagt Hell. Was gute Literatur wirklich ausmacht, darüber scheiden sich die Geister. Innerhalb der Schreibkraft-Jury wurden deshalb Kriterien entwickelt, woran die Texte gemessen werden. Zusätzlich dazu hat jeder Juror einen eigenen Schwerpunkt, auf den er bei der Beurteilung achtet.

Weg von vorgefertigten Formen

„Für mich macht es einen guten Text aus, wenn er von Klischees und vorgefertigten Formen abweicht“, beschreibt Fuchs ihren Blickwinkel



Foto: Zoidl/Bruckmühle



Foto: Fuchs



Foto: sdh.lt

Denn nichts sei schlimmer, als beim Lesen das Gefühl zu haben: Das kenne ich alles schon. „Wichtig ist für mich auch die Frage, wie geht der Autor mit der Zeit um, wie mit seinem Selbst. Das zu sehen ist besonders bei Schreibkraft eine große Freude“, betont die Autorin.

Stärker auf die formale Ebene richtet Hell, der auch als Literaturkritiker tätig ist, seinen Blickwinkel: „Gute Literatur ist für mich ein Text, bei dem der Schwerpunkt nicht auf dem Inhalt, sondern auf den Sätzen liegt. Das muss Klang und einen Drive haben und nicht nur heruntergeschrieben sein.“

Hohe Professionalität bei jungen Autor/innen

Genau das habe ihn auch bei Schreibkraft 2009 besonders beeindruckt: „Dass Jugendliche so professionell schreiben können, mit einem solchen Willen zur Komposition.“ Überraschend war für Fuchs schon beim ersten Bewerb die Themenauswahl. „Die Vielfalt war sehr groß, es gab keine eindeutigen Schwerpunkte. Und die Symbolkraft der Bilder war zum Teil beeindruckend.“ Nach der Arbeit der Vorjury wurden die Einreichungen des Bewerbs 2011 vervielfältigt und an die Juroren verteilt. Dann wurden die Texte in Sitzungen diskutiert. Das sei schon manchmal sehr intensiv, erzählt Hell: „Aber meist läuft das

Ganze sehr kooperativ ab.“ Wirklich objektiv könne eine Bewertung von Literatur aber ohnehin nicht sein. „Deshalb gibt es ja auch eine Jury, um die Subjektivität eines jeden auszugleichen“, sagt Hell. Davon, dass Schreibkraft ein wichtiges Mittel ist, um junge Menschen für Literatur zu interessieren und zu begeistern, sind beide überzeugt. „Ich halte es für enorm wichtig, dass man Jugendliche sucht, findet und auf ihre Möglichkeiten aufmerksam macht“, sagt Hell. Das große und oft noch verborgene Potenzial beeindruckt auch Autorin Fuchs. Dieses zu heben sei eine wichtige Aufgabe von Schreibkraft.

XXXXXXX

„Wichtig ist für mich auch die Frage, wie geht der Autor mit der Zeit um, wie mit seinem Selbst. Das zu sehen ist besonders bei Schreibkraft eine große Freude“

Margarita Fuchs
Autorin, Jury-Mitglied

„Herauszufinden, ob Texte ankommen und was sie wert sind, dafür gibt es wenige Möglichkeiten. Bewerbe sind dafür ein guter Test.“

Cornelius Hell,
Jurymitglied

2. Literaturwettbewerb für junge Autorinnen und Autoren in Österreich und Südtirol

Die FinalistInnen

Lena Starkl
geboren am 6.9. 1995 in Horn
wohnhaft in Lichtenau im Waldviertel, Niederösterreich

Irene Diwiak
geboren am 10.12. 1991 in Graz
wohnt in Deutschlandsberg, Steiermark

Eva Klammler
geboren am 5.1. 1995
wohnhaft in Friedburg, Salzburg

Gerd Sulzenbacher
geboren am 11.3. 1993 in Innichen (Südtirol)
wohnhaft in Oberrasen, Südtirol

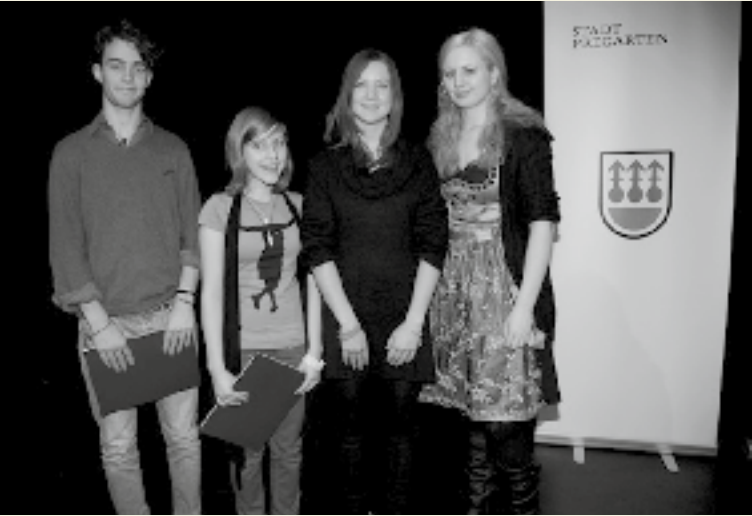
Sarah Rinderer
geboren am 16.10. 1994 in Bregenz
wohnhaft in Hard, Vorarlberg



Magdalena Trauner
geboren am 29.11. 1995 in Schladming
wohnhaft in Radstadt, Salzburg

Sophia Stanger
geboren am 12.8. 1994
wohnhaft in Wartberg ob der Aist, Oberösterreich

Veit Janesch Jakob
geboren am 17.7. 1993 in St. Veit an der Glan
wohnhaft in Viktring, Kärnten



Zweiter Schreibkraft Literaturpreis

Die Sieger/innen

Den ersten Platz vergab die Jury an **GERD SULZENBACHER** aus Südtirol, mit seinen eindrucksvollen lyrischen Beiträgen, die mit eindrucksvollen Bildern und experimenteller Schreibkraft überzeugten.

Zweitplatzierte ist **IRENE DIWIAK** aus der Steiermark. In ihrem Text „Vom Verschwinden“ stehen ein Dorf, drei Kinder und das Verlassensein und -werden im Zentrum.

Den 3. Platz belegte **SARAH RINDERER** (Prosa) aus Vorarlberg. Ihr Text „Namenlos“ handelt von Sprachlosigkeit, die in einer Familie zwischen Verlust, Trauer und Bewältigung entsteht.

Den Sonderpreis, der von einer Jugendjury aus dem Stiftsgymnasium Schlierbach vergeben wurde, erhielt **VERONIKA ELLECOSTA** (Prosa) aus Südtirol, deren Text „Ludwig“ von einer Mutter-Sohn-Beziehung, Missbrauch und dem Schweigen erzählt.

Ludwig

Meine Mutter hat mich Ludwig genannt. Keine Ahnung wieso. Sie ist eine spontane Frau. Wahrscheinlich hat sie sich grad was über den Barock reingezogen, jedenfalls nannte sie ihren ersten und letzten Sohn Ludwig. Und ich weiß, dass ich der letzte sein werde. Das lässt sie mich jeden Tag wissen. Wenn sie abends total übermüdet von ihrem Job nach Hause kommt und sich erstmal ein Glas Kognak eingießt. Dabei murrst sie dann immer, was für ein Feigling mein Vater doch war, dass er sie damals mit einem Kleinkind sitzen ließ, ohne ein Grußwort. Und dass sie sich jetzt alleine um mich kümmern muss. Dass ich ihr die Haare vom Kopf fresse, mit 17 noch immer keinen Deut Selbstständigkeit aufweise und dass sie mich komplett verzogen hat. Wenn sie mit ihrem Kognak fertig ist, bretzelt sie sich auf und startet zu ihrem Zweitjob. Ein kleines Lokal wenige Häuserblocks entfernt, wo sie die ganze Nacht Blasen auf ihren Füßen plattwält und Getränke von der einen Ecke zur anderen schleppt. So läuft das schon, seit ich denken kann. Irgendwann gegen vier Uhr morgens, wenn ich im Bett liege und vor mich hin döse, reißt sie die Tür auf und stolpert durch den Flur in ihr Schlafzimmer. Und dann tu ich immer so, als schliefe ich tief und fest, damit sie nicht noch einen Blick zu mir reinwirft und mir auf die Eier geht. Echt, ich und meine Mutter hatten nie das beste Verhältnis

zueinander. Sie ist eben das Gegenteil von mir; schusselig, unüberlegt und extrovertiert. Und mit ihrer Art, sich immer in den Mittelpunkt stellen zu wollen, bin ich nie klargekommen. Aber ich respektiere sie, was das Ganze etwas leichter macht. Und ich glaube, sie tut das auch. Aber mehr ist da eben nicht. Wenn ich Hilfe brauche, dann gehe ich zu jemand anderem, zu Harry oder so, aber sicher nicht zu ihr. Zwischen uns fehlt eben dieses vertraute Verhältnis, das Kinder normalerweise zu ihrer Mutter haben. Vielleicht liegt das daran, dass nie die Zeit da war, ein vertrautes Verhältnis zueinander aufzubauen. Meine Mutter war selbst noch ein Teenager, als ich zur Welt kam. Sie hat alles hingeschmissen, Schule, Ausbildung, nur für mich, wofür ich ihr eigentlich dankbar sein sollte, was ich aber nicht bin. Ihre Eltern haben sie vor die Tür gesetzt, weil sie keine Tochter haben wollten, die vor der Ehe ein Kind wirft. So habe ich meine Großeltern nie kennen gelernt. Und weil meine Mutter und ich uns ja kaum unterhalten, habe ich mir nur zusammengereimt, dass die beiden sehr religiös sein müssen. Gefragt habe ich Mutter aber nie danach. Ob es für sie nicht schrecklich war, aus der Kindheit herausgerissen und Mutter zu werden. Denn genauso wirkt sie: wie ein erwachsenes Kind. Eben jemand, der zu früh heranreifen musste und der sich in seiner Rolle als Mutter nicht zurechtfindet.

2. Literaturwettbewerb für junge Autorinnen und Autoren in Österreich und Südtirol



Sie ist niemand, den man als sicheren Hafen in stürmischen Zeiten beschreiben kann. Eher als schaukelndes Boot in den Fluten. Keine Aussicht auf einen Hafen. Um sie herum schwarzes Meer. Ich hasse Salzwasser.

Genauso wenig wie ich über meine Großeltern weiß, weiß ich über meinen Vater. Als ich meine Mutter einmal nach ihm gefragt habe, hat sie gesagt, er war ein Mistkerl und sie wusste das schon damals. Ob sie das nur gesagt hat, um ihren verletzten Stolz zu verbergen, weiß ich nicht. Er hat anscheinend an der Tanke zwei Straßen weiter gearbeitet. So was wie ein Fascho. Kahlrasierter Schädel, gepiercte Zunge, Barbells in den Ohren und von Tattoos übersäter Körper. Roch schon von weitem nach Ärger. Hat mir alles Samantha erzählt, die Busenfreundin meiner Mutter, die sich früher immer um mich gekümmert hat, wenn ich alleine zuhause war. Dann hat sie den Richtigen gefunden und ist in die Fremde verschwunden. Mach's gut, Ludo, ich schreib dir 'ne Karte, Bussibussi. Meine Mutter war ziemlich niedergeschlagen, als Samantha weggezogen ist. Sie ist eine ganze Nacht verschwunden, bevor sie dann morgens stockbesoffen wieder zuhause aufgetaucht ist und mich beschimpft hat. Die Postkarten von Samantha kleben an der Kühlschrantür, aber sie werden immer weniger. Die letzte liegt drei Monate zurück. Auch ich fühl mich ein wenig betrogen, dass sie mich hier alleine mit meiner chaotischen Mutter zurückgelassen hat, aber bis jetzt hat mich noch nie jemand um meine Meinung gefragt. Samantha war das, was meine Mutter nicht war. Ein Ersatz eben. Sie hat mit mir Legobausteine übereinander gestapelt und gelacht, wenn der ganze Turm in sich zusammengefallen ist. Und abends, wenn meine Mutter in der Bar jobbte, hat sie mir Märchen erzählt. Oder wir haben zusammen Pudding gemacht. Das Problem dabei war, dass sie total unbegabt war. Jedes Essen endete in einem Desaster. Vergessen werde ich den Pudding nie. Wenn ich dann im Wohnzimmer vor der Glotze hockte und mir die Sesamstraße reinzog, kam aus der Küche ein Fluch. Und dann musste ich grinsen, denn Samantha hatte wieder die Milch verbrannt. Dann war das Krümelmonster unwichtig und ich stürzte in die Küche, um sie zu trösten. Später saßen wir am Küchentisch, löffelten verbrannten Schokoladepudding, der trotzdem der beste auf der Welt war. Und das beeilte ich mich auch Samantha zu bestätigen, die mich immer stirnrunzelnd musterte, weil sie fürchtete, ich würde das ganze Zeug ausspucken. Ihre braunen, gutmütigen Augen waren stets liebevoll, und ich schätzte ihre Anwesenheit. Ihr habe ich es zu verdanken, dass ich nicht verkam und total aggro wurde. Wenn ich das überhaupt jemandem zu verdanken habe, dann ihr. Aber um wieder zum Ursprung zu kommen: meine Mutter nannte mich Ludwig.

Ich weiß nicht wieso, und darüber zerbrach ich mir nächtelang den Kopf. Wieso konnte sie mich nicht einfach Erich oder Lukas nennen? Immerzu hatten sie mich gehänselt; Ludwig... Einmal habe ich sie danach gefragt, da strich sie mir eine Strähne aus der Stirn und antwortete gütig: „Schatz, dein Namensgeber ist Ludwig Leinhardt, ein Forscher, der in Australien verschollen ist!“ „Schatz“ nannte sie mich immer, wenn sie eine gute Mutter sein wollte. In der städtischen Bibliothek habe ich mich kurz darauf schlau gemacht; Ludwig Leinhardt war tatsächlich bei seiner Australien- Expedition verschwunden. Selten war ich so wütend auf meine Mutter gewesen. Ein Pechvogel von Wissenschaftler, das war, wie an einem Freitag den 13. geboren werden! Ja, ich bin abergläubisch, aber das ist auch das einzige, woran ich glaube. Als ich zu dieser weniger schönen Erleuchtung kam, war ich acht Jahre alt. Ein halbes Jahr später würde ich wieder Geburtstag feiern. Meine ganze Klasse war dabei, als wir bei mir zuhause, unter Samanthas Aufsicht, die große Torte anschnitten. Damals wusste ich noch nichts vom zweiten Job meiner Mutter. Ich hatte immer gedacht, sie arbeite Tag und Nacht als Krankenschwester, aber mein Geburtstag belehrte mich eines Besseren.

Rita war meine beste Freundin. Eine kleine Italienerin mit dicken schwarzen Locken und einem breiten Grinsen. Ich war oft bei ihr zuhause, wurde von ihren Eltern nahezu verhätschelt, weil sie Mitleid hatten mit dem armen Jungen, um den sich seine Mutter nicht kümmerte. Als wir den Kuchen fertig hatten und eifrig die Krümel vom Teller pickten, kam Rita die Idee, auszugehen. Es war Abend, und draußen dämmerte es bereits. Rita warf wichtigtuerisch die Haare zurück und erklärte uns Kindern, ihre große Schwester ginge auch ständig aus, sie fände es cool. Richtig chillig. Wir staunten, dass Rita ein uns fremdes Wort in den Mund nahm, und schon deshalb zog uns ihr Vorschlag magisch an. Rita wusste zufällig, wo sich eine Bar befände, die um diese Zeit geöffnet war. Und so sprangen wir, einer nach dem anderen, auf, schmissen unsere Teller eilig in die Spüle (eines trug einen

Sprung davon). In diesem Moment wuchsen wir zu einer Einheit zusammen, erfanden die Ausrede, noch ein bisschen bei Rita zu spielen, die ein Stockwerk über uns wohnte. Ohne uns zu misstrauen, ließ Samantha uns ziehen. Sie war auf dem Land aufgewachsen, und dort war man anscheinend der Meinung, Kinder seien erst mit 18 deliktfähig. Insgesamt waren wir zu elft: Rita, ich und einige andere Jungen und Mädchen aus der Gegend. Als wir so durch die von Lampen beleuchteten Straßen liefen und einige von uns schon unter Seitenstechen litten, kamen wir uns sehr erwachsen und reif vor. Wir hatten davon gehört, dass einige aus unserer Schule sich nachts rumtrieben, aber das selbst auszuprobieren wäre uns nicht im Traum eingefallen. Uns nicht, aber Rita.

Als wir die Bar erreichten und uns Eintritt verschafften, fanden wir eine leere Bar vor. Die Bedienung drehte uns den Rücken zu. Eine Frau mit dunkelbraunem, glattem Haar, im Nacken lose verknotet. Rita kletterte behände auf einen Barhocker, ich machte es ihr gleich. Sie räusperte sich professionell, um auf sich aufmerksam zu machen. Ich staunte nicht schlecht. Die Bedienung drehte sich um – es war meine Mutter. Das einzige, was ich von diesem Abend noch weiß, ist, dass ich vom Barhocker gestürzt bin, mir den Knöchel verstauchte und irgendjemand gekichert hat. Dann bin ich aus der schummerigen, schmutzigen Bar raus und auf die kaum befahrene Straße. Ich lief beinahe blind, die Augen zusammengekniffen. Ein Junge aus meiner Klasse rief mir nach: „Deine Mutter ist eine Fotze!“ Und dann hab ich mich umgedreht und dem Jungen das Nasenbein gebrochen. Daneben stand meine Mutter und sah mir dabei zu, ohne einen Kommentar. Sie nahm mich an der Hand, und wir gingen nach Hause. Sie und ich. Wir.

Das war der Anfang von meinem Streik. Ich hörte einfach auf zu reden. Für einen neunjährigen Jungen ist ein Sprachstreik nicht unbedingt altersgerecht. Ich hatte das nicht einmal durchgeplant, und wenn ich jetzt darüber nachdenke, scheint es mir, dass ich wirklich ein bisschen verrückt war. Ich kenne einen Film, in dem ein Junge auch nicht spricht, aber er macht das, um etwas zu erreichen. Und genau das unterschied mich von ihm. Mir war einfach schlagartig die Lust zum Sprechen vergangen. Ich meine, im Nachhinein ist es sehr schwierig, etwas zu erklären, was man vor zehn Jahren gemacht hat. Ich war enttäuscht von meiner Mutter, von meinem kleinen Leben, und ich wollte niemanden mehr an mich heranlassen. Jedenfalls kann ich nicht mehr genau erklären, wieso ich damals nicht mehr sprechen wollte. Vielleicht, weil mir der Vorfall meiner Mutter peinlich war und ich nicht wollte, dass sie mich darauf ansprach. Was sie übrigens nie tat. Ich sah es zwar immer als Vertrauensbruch, aber die Zeit heilt Wunden. Wir sprachen beide nicht darüber. Und es war auch nicht so, dass meine Mutter ihre Schuld einsah. Obwohl ich jetzt natürlich verstehe, dass sie mir von ihrem Zweitjob nicht erzählen wollte, weil sie sich dafür schämte. Sie war eben eine stolze Frau. Aber Kinder können stur sein. Und ebenso sehr, wie ich meinen Redestreik einhielt, so behielt ich meine Abneigung für sie bei. Mein neunter Geburtstag war das Startsignal für das weitere Abrutschen einer von Anfang an zum Scheitern verurteilten Mutter-Kind-Beziehung. Ich schwieg von dem Augenblick an, als ich dem Jungen das Nasenbein gebrochen hatte. In der Nacht weinte ich das Kissen voll, weinte mich in den Schlaf. Und am nächsten Morgen schwor ich mir, dass ich mich nicht mehr mitteilen wollte. Ich fühlte mich unverstanden, hintergangen, betrogen, und in kindlichem Trotz stellte ich mich vor den Spiegel im Badezimmer und sprach für lange Zeit meine letzten Worte, einen Eid, den ich mir über mein Bett klebte: „Ich schwöre, nie und nie wieder mit jemandem zu reden. Ab jetzt ist mein Mund für immer zugeklebt.“

Seltsamerweise stieß ich in der Schule nur auf Ablehnung gegen mein Schweigen. Ich nahm an unzähligen Gesprächen mit meinen Lehrern teil, die mich baten, mich ihnen zu öffnen und wieder zu sprechen. Sie sprachen auch mit meiner Mutter, die mich zu einem Psychologen schickte. Daran kann ich mich noch gut erinnern. „Ludwig“, sagte er und lächelte mechanisch, „ich bin hier, um dir zu helfen. Wenn du mit mir sprichst, kann ich dich verstehen und dir helfen.“ Dann schwieg er und beobachtete mich gütig. Ich saß da, mit böser Miene, auf dem roten, mit Kunstleder bezogenem Sessel und riss an einem Schlitz im Leder, den ich an der rechten Lehne ausgearbeitet hatte. Ich tat so, als hörte ich ihn nicht, was ihm selbstverständlich nichts ausmachte. Irgendwann wurde es mir langweilig, und mit einem Ruck stand ich auf. Dabei stieß ich den Sessel um. Der Psychologe betrachtete mich freundlich. „Setz dich wieder hin, Ludwig.“ Ich warf die Hände in die Luft.

„Du verschwendest deine Zeit, Doktor. Reden ist Verschwendung.“

2. Literaturwettbewerb für junge Autorinnen und Autoren in Österreich und Südtirol



Rita war die einzige, die es akzeptierte, dass ich mich gegen Konversation aussprach, und die es nicht als kindliche Dummheit abtat. Leider konnte ich ihr nicht sagen, wie dankbar ich dafür war. Damals wusste ich auch nicht, wie wichtig ihre Freundschaft für mich war. Kinder sind in dieser Hinsicht viel einfacher als Erwachsene. Sie kennen nur „Freund“ und „Feind“. Meine Mutter war mein „Feind“, Rita und Samantha hingegen „Freunde“. Sie sehen die Welt nicht mit ängstlichen Augen, fürchten sich nicht vor der Zukunft. Bei Kindern gibt es nur Gut und Böse. Daran lässt sich nicht rütteln. Auch daran nicht, dass sie sich immer zu den Guten zählen. Ich hingegen schien immer mehr Kontakte zum Bösen zu bekommen. Unfreiwillig. Wenn man mir überhaupt etwas vorwerfen kann von dem, was in meiner Kindheit geschah. Ich hatte mir nichts davon ausgesucht. Weder meine Mutter, noch meinen Wohnort. Und auch nicht Jürgen, den ich sehr bald kennen lernen würde. Ich hatte eigentlich immer gedacht, meine Mutter hätte mit der Männerwelt abgeschlossen. Immerhin hatte ihr der Vater ihres Kindes den Rücken zugekehrt. Dem war aber nicht so. Ungefähr drei Monate war es her, dass ich neun Jahre alt geworden war, und immer noch schwieg ich. Inzwischen hatte ich vergessen, wie meine Stimme klang, und sie hatte sich in mein tiefstes Inneres zurückgezogen.

Anfangs gab Jürgen sich wirklich Mühe, eine Beziehung zu mir aufzubauen. Aber ich wies jeden Versuch ab. Meine Mutter war jetzt mittags immer zuhause. Wenn ich nach Hause kam, saßen sie beide am Küchentisch, auf dem ein Aschenbecher in Form eines roten Samtkissens stand, der überquoll. Jürgen erzählte irgendetwas, meine Mutter lachte hysterisch, als müsse sie ihm beweisen, wie witzig er war. Wenn ich in die Küche kam, war Jürgen immer der erste, der mich begrüßte. Und der manchmal ein oder zwei Bonbons aus der Hosentasche zog. Seit dieser Zeit hasse ich Bonbons und Süßigkeiten. Meine Abneigung gegen Jürgen war so etwas wie eine dunkle Vorahnung. Denn seit er hier war, mied ich es, in seiner Nähe zu sein. So sehr ihn meine Mutter mochte, desto mehr hasste ich ihn. Langsam gewöhnte ich es mir an, meinen ganzen Nachmittag bei Rita zu verbringen. Ich hatte meiner Mutter sozusagen ein Ultimatum gestellt: zwei Männer ist einer zu viel. Entweder er oder ich. Und ohne es zu wissen, hatte sie sich für ihn entschieden. Also hatte ich mich für Rita entschieden. Auch wenn ich jetzt wieder sprach, so war ich doch noch sehr schweigsam. Und das bin ich immer noch. Wenn man über einen längeren Zeitraum hinweg kein Wort spricht und sich daran gewöhnt, alles für sich zu behalten, wird sich das nicht mehr so schnell ändern. Ich hatte meine Situation akzeptiert. Es war gut so, wie es war. Und meiner Meinung nach hätte es auch immer so bleiben können. Ich hatte Rita und ihre Eltern, die mich wie ihr eigenes Kind behandelten. Aber es wurde schlimmer.

Es war Abend, und ich kam gerade zurück in unsere Wohnung. Wir hatten den ganzen Nachmittag mit Ritas Familie Monopoly gespielt. Jetzt war ich hundemüde. War auch anstrengend, immer zu gewinnen. Im Wohnzimmer brannte Licht, sie saßen auf dem Sofa und starrten in die Glotze, wo ein Krimi lief. Die Wände warfen das blaue Licht gespenstisch zurück. Ohne ein Grußwort schlich ich an ihnen vorbei. Meine Mutter bemerkte mich nicht, zu konzentriert haftete ihr Blick an dem Fernseher. Aber Jürgen warf mir einen erstaunten Blick zu. Während ich mich in der Küche aus meinen halbhohen Schuhen schälte, bemerkte ich, wie er mich beobachtete. Die Tür zum Wohnzimmer stand offen, und er konnte mich gut sehen. Ich fühlte seinen Blick immer noch auf mir, als ich aus der Küche ins Bad schlurfte. Unser Bad ist klein, zwischen Waschmaschine, Badewanne, Waschbecken und Klo ist kaum Platz zum Stehen. Für einen kleinen Jungen war der Raum groß genug. Sorgfältig schob ich den kleinen Hocker vor das Waschbecken, drehte die bunte Eieruhr und begann, meine Zähne zu putzen. Ich musterte mich aufmerksam im Spiegel. Wachsame, braune Augen, zerzauste Haare als Rahmen für das rundliche Kindergesicht. Vergeblich suchte ich das Kinn nach Bartstoppeln ab. Wenn es soweit wäre, könnte ich Jürgen vertreiben. Kämpfen, von Mann zu Mann. Dann würde ich auch eine tiefe Stimme haben und ihm gebieten zu gehen. In strengem Ton. Ich suchte in meinem Spiegelbild nach Anzeichen eines Mannes, senkte enttäuscht den Blick. Ich wollte kein Kind mehr sein. Als ich den Kopf wieder hob, sah ich sein Gesicht hinter meinem. Er war ganz nahe an mir, und jetzt, wo ich ihn sah, spürte ich seinen Atem im Nacken. Meine erschrockenen Augen starrten in sein alterndes Gesicht. Als ich dieses Gesicht sah, so nah an meinem, dass es mir unangenehm war, wusste ich, dass es nur böse sein konnte. Und dann hatte er mich auch schon überwältigt. Mit der einen Hand packte er mich an den Schultern und riss mich auf den Boden, mit der anderen presste er mir den Mund

zu. Mir wurde schwarz vor Augen. Schnappte verzweifelt nach Luft. Dann spürte ich den Schmerz des Aufpralls, als mein Hinterkopf auf die Fliesen aufschlug. Warme Flüssigkeit sickerte hindurch. Vor meinen Augen tanzten die Sterne. Meine Beine waren wie gelähmt. Im Kopf ein Rauschen. Es war dieses Wildbachrauschen, aber nicht dieses Rauschen des Baches, wenn er weit weg ist und man eine nette Wanderung unternimmt. Es war ein Rauschen wie, wenn man mitten in die Fluten gestürzt wird, man weiß, dass das Wasser seicht und voller Steine ist und man sterben wird. Dieses Rauschen, das das Ende herbeiruft. Ich spürte, wie seine Hände sich in meine Hose wühlten. Den Verschluss aufrissen. Ich spürte seine kalten, groben Hände zwischen meinen empfindlichen Jungenschenkeln.

„Du tust mir weh!“, wimmerte ich unter Tränen. Meine gedemütigte Seele verflüchtigte sich. Sie sprang aus mir heraus und hockte sich an den Rand der Badewanne. Da saß sie nun und beobachtete mich kopfschüttelnd. Lass nicht zu, dass er das mit dir macht. Jürgen überschritt die Grenze. Seinen Ellbogen stützte er auf meine Brust, schnürte mir die Atemluft ab. Grunzte auf. Fummelte in seiner Hose. Riss mich auf die Beine. Mein blutender Hinterkopf schrammte an der Wand auf. Mein Weinen aus weiter Ferne. Ich wusste nicht, was mit mir geschah, aber ich wusste, dass es böse war. Gleich ist es vorbei. Dann lässt er dich gehen, rief mir meine Seele aufmunternd zu. Dann stieß er zu. Ich fühlte nur noch entsetzliche Qualen. Er stieß dieses grässliche Feuerschwert in mich hinein. Ich war viel zu klein. Immer wieder stieß er zu. Ich verbrannte innerlich. Schließ die Augen, es ist vorbei. Gut hast du das gemacht. Dieses entsetzliche Feuer, das er in mir entfacht hatte, dieser brennende Schmerz. Ich war überzeugt davon, dass er mich töten wollte. Dass ich gleich sterben würde. Kalte Schauer durchbeuteten mich. „Nicht, bitte...“, flehte ich. Und dann war meine Seele wieder da. Ich schrie in höchsten Tönen. Ich verbrenne. Der Schmerz jagte durch meinen Körper, gefolgt von Weinkrämpfen. Ich sterbe, ich sterbe. Ich verlor das Bewusstsein. Das war die Hölle.

Irgendwann wachte ich wieder auf, lag in den Armen meiner Mutter. Wachte auf, weil ich so laut geheult hatte. Meine Mutter streichelte mir sachte über das Gesicht. Sah mich besorgt an. Ich klammerte mich an ihrem Handgelenk fest, denn ich fürchtete, dass ich mich wieder im Nichts verlieren würde. Und das Handgelenk war mein letzter Halt. „Mama...“, flüsterte ich. Meine Stimme war nicht mehr als ein Zittern. Ein leises Wispern.

Vom darauf folgenden Jahr weiß ich kaum noch etwas. Ich schottete mich von der Welt ab, ließ niemanden an mich heran. Ich wollte nicht darüber reden, was mir zugestoßen war. Ich fühlte mich gedemütigt und verbrachte Tage und Nächte damit, mir den Schmerz von der Seele zu heulen. Der Arzt im Krankenhaus hatte mir einen Teddybären geschenkt. Gleich nachdem ich und meine Mutter dort eingetroffen waren. Sie hatten mich untersucht. Hatten mir Spritzen gegeben. Blut abgenommen. Hatten dort nachgesehen, wo Jürgen mir wehgetan hatte. Hatten Gespräche mit mir geführt. Mich zu Psychologen und Beratern geschleift. Diese hatten mich malen lassen. Mal, wie es in dir ausschaut. Mein erstes Bild war schwarzgrau, Fetzen im oberen Bildteil. Im unteren Teil schemenhaft der Umriss einer ganz in schwarz eingefärbten Figur. Nur ihr weit aufgerissener Mund war eingezeichnet. Sie hatten Jürgen verurteilt. Sie sagten, ich würde ihn nie wieder sehen müssen. Und dass es ihm, dort wo er jetzt war, schlecht gehen würde. Sie sagten, ich sollte Tagebuch führen. Jeden Tag aufschreiben, wie es mir ginge. Und jeden Tag schrieb ich unter das Datum, das ich fein säuberlich immer als erstes ansetzte: mir geht es schlecht. Jürgen ist eine Fotze.

Ich hatte Albträume, wachte nachts schweißgebadet auf, meine Mutter stand am Bett und sah mich erschrocken an. Ich hatte geschrien. Dann kochte sie mir Kamillentee, egal, wie spät es war. Nachher schlüpfte ich zu ihr unter die Bettdecke. Kuschte mich eng an sie. Ich lag dort, wo früher Jürgen gelegen hatte. Und atmete den wohligen Duft meiner Mutter ein. Dann begann ich zu weinen, weil ich mich einsam fühlte, auch wenn es hier so wohligh nach Mama duftete, und weil ich mich gedemütigt fühlte, aber ich war zehn Jahre alt und konnte nicht begreifen, was mit mir passiert war. Als wir vom Krankenhaus nach Hause gekehrt waren, schnitt ich meinem neuen Teddybären die Knopfaugen aus dem Plüsch. Er sollte das Schreckliche nicht sehen. Und ich nannte ihn Mischa. Zu jeder Zeit, wenn mir der Schmerz die Brust zerriss, schnappte ich mir Mischa. Drückte ihn an mein Gesicht und trocknete mir die Tränen. Mischa sah, wenn ich traurig war. Er hatte keine Augen mehr.



2. Literaturwettbewerb für junge Autorinnen und Autoren in Österreich und Südtirol



[...] 10.01.11

Dein lachender Mund
ein Handteller – voll Pulver / wir sind
Randwanderer und verändern / auch uns.

Du pustest wie ein Kind
deine Hand leer - als wäre / es Blütenstaub
oder, ein feuchter Traum / du lachst mich aus.

Ich bin taub und habe
alles Pulver - im Gesicht / überall
verformte Blumen nur / und unfertige Striche.

* *

[Collage] 02.11

Huren an roten Lampen
der Wind schläft seinen Rausch
in den grünen Parks aus.

Im Laken bin ich wie
neugeboren in ihr
oder tot.

Oder reiten wir auf Eseln
durch New York und spucken
den Sklaven vor die Füße?

* *

HÄUSER AM MEER, Schiele 8.03.11

nahezu fern
in einer einsamkeit von zwei
aneinander genannten stühlen

die beine
holz aus oliven oder orangen
holz innig, wie zehen im sand

unversöhnt hängt
ein tuch aus blau, wie wäsche oder
die Sehnsucht einer welle
nach dem antasten der küste
als eine ankörperung über die lehne.

Ein sehr hohes Fenster 4.04.11

ich leere, einatmen ist zugleich
ein ausatmen / mehr und mehr,
geht / hier ist nichts mehr, was hält.

die Nahtstellen im Himmel, halten nichts
das Wetter ist / fiebrig, bestenfalls benzin-
farben, und täglich: der Morgen
löst sich wie Laken / bunt die Häuser entlang.

wie fühlt ein Süchtiger, Traumerwachen
raumenge / Zeit und Raum auf Bahnsteigen
ein Nadelwechsel / vor dem wegfallen.

irgendwann schmeckt jeder Café,
nach Orchideen / oder riecht seifig wie

eine Idee eines ausgewaschenen Traums
auf Eisengestellen / leertrocknend.

* *

Auszug (drama noir) 23.05.11

du ziehst dich aus dein kleid ist dünn
und rosa wie der schnee
in der frühe von dächern geht.

ich will mich aus-machen, mir fehlt
nur die metaphor noch auf lichtshalter.
verlegen möchte ich mich mit jeder

berührung der haut. und meinen mund
lass ich dir hier zumindest die
davon gelösten worte wie: zugfahrt.

wie liebe nicht,
ich träume noch, in dunkler passage

Auf dem Boden der Schlagschatten 29.05.11

I hing der Tag (standby Anlage)

es war mein Vorhang
mit meiner Gestalt hing er
vor der Anlage herum

für die Heizung der Räume.
der Staub, verwärmte Zeit,
erzählte vom toten Freund

(wie er unter der Brücke spielt mit Krebsen)

diesen Geschichten hörte ich
die Nachmittage hinauf bis zum Abend
schief dann müde, wie Dichter...

im Mond auch. besoffen.

II morgens repeat/s

ist das Klima konstant
in dieser Anstalt ?
oder kommt da noch etwas.

(verzeih, zu direkt)

die Anlage, Block, Monstrum
Arbeiten zum, zu werden
dunkles Haus hinter meinen Ohren.

wo verlor ich
meine Tropen, wo beginnen
sie (warm im Staub)

Heim, Heim die ersten Lettern
unter den Werbeplakaten
ruhet in Frieden der Freund !



2. Literaturwettbewerb für junge Autorinnen und Autoren in Österreich und Südtirol

Haut&Seife [Wetterstraße I] 29.05.11

im Bus als hieltest du Fieber Glas
der Regenschirm lag / gefaltet auf dem Boden
und ein schwarzes Band / hielt dein Haar.

eine Haltung ist eine Passage, komm
du passt hier nicht her / wir schwimmen
unsere Körper / hinab zu den Brücken.

berühren bald, die Fußgängerzone & die Konstante
der Städte, dies Licht / nicht mehr. meine Figuren
verlassen mich hier / und nur Regen noch führt

Geländer zurück. home.

* *

Elegie, Asphalt 2.06.11

so kam mein Gedicht
egal, es war nur das Bier
und das Gras vom Vortag

es ist viel mehr
ein Gespräch, ich bin
aber alleine
vor der Gegensprechanlage

so geht der Tag
und so geht auch verloren
im Gully die Elegie
der Reifen. & meine kleinen

Nerven im Schuh.

Für dich Esther und ... 15.06.11

mein Pullover ist kalt
halt mich fest, bitte
und dann, zieh dich nochmal aus.

draußen, vor deinem Fenster
war der Regen kränklich und heute

ist der Himmel so unecht und Blau
gering wolkig. mir bleibt

draußen die Busfahrt
nur, die analphabetischen Dichter
der Tankstellen -

aber sie Reden nicht,
und das ist auch gut so.

* *

Die Phasen, zeigten ihren Rücken 16.06.11

I

ein Freund sagte: er dachte er sterbe,
dann saß er im Diwan, für den restlichen Abend
ziemlich *outta space*, könnte man sagen.

erst als wir halboffen den Twist tanzten
war die Musik, die Erleuchtung, und

Monate später
zeigte sich, *dies große Hotel*,
als leuchtende Schildkröte.

II

diese Leerheit im Bauch haben
Kreise ... ich bin,
einer darin.

irgendwo stellt jemand
die erste Windfahne auf.

ich glaube jetzt an Gott.

Vom Verschwinden

Unsere Schule hat drei Stühle und drei Tische, unser Dorf hat drei Häuser
und unsere Welt hat drei Jahreszeiten: Wirklich Sommer wird es nie.
Wenn der Frühling einmal sehr warm ist, sagen alle "Sommer" dazu. Um
uns herum hängt aber das ganze Jahr über Schnee, an den Berggipfeln
nämlich. Als ich noch klein war habe ich geglaubt, von dort aus schneit
es uns das Dorf ein, aber jetzt weiß ich, dass Schnee aus Wolken kommt
und die Berge unschuldig sind an unserem jährlichen Eingeschneitsein.
Im Gegenteil: Sie fangen sogar noch Schneewolken ab, den ganzen
Frühling und Herbst über fangen sie, nur damit unser Dorf sich erholen
kann. Die Berge sind Opferlämmer, und deswegen sind sie so weiß.
Das erzähle ich Moritz, damit er ein bisschen lacht. Aber ich erzähle so
leise, dass Michael es nicht hören kann. Michael ist nämlich unser dritter

Schüler, der jünger ist als Moritz und älter als ich, aber größer als wir
beide, und riesige Hände hat er und lange Haare, die ihm ins Gesicht
hineinhängen, das sieht komisch aus.
Micheals Mutter wollte sie ihm einmal abschneiden, die Haare, aber da
schrie er. Er schrie, wenn sie ihm die Haare abschneidet, dann wird er
ihr die Schere wegnehmen und dann schneidet er ihr etwas ab, die
Brüste schneidet er ihr ab, das schrie er und dann hat er ihr eine Ohrfei-
ge gegeben. Er hat sich entschuldigt, später, aber seitdem haben alle ein
bisschen Angst vor ihm, und am meisten seine Mutter.
Meine Mutter sagt immer: Der Bub ist so geisteskrank, weil er keinen
Vater hat, das hätte man sich halt früher überlegen müssen, bevor man
sich groß als Dorfmatratze aufspielt, so ist das nämlich!

2. Literaturwettbewerb für junge Autorinnen und Autoren in Österreich und Südtirol



In unserer kleinen Schule unterrichtet immer der Pfarrer. Er unterrichtet heute zum Beispiel: Die Trunksucht ist die edelste aller Süchte, denn sie erfüllt den edelsten aller Wünsche! Welchen Wunsch? Den Wunsch zu vergessen!...

Wir lernen immer nur solche Dinge in der Schule und manchmal an einem Tag drei Mal das Gleiche, weil der Pfarrer sich ständig, ohne es zu merken und ohne zu trinken, den edelsten aller Wünsche erfüllt, und deswegen hören wir nicht zu.

Der Pfarrer unterrichtet überhaupt nur deshalb, weil der richtige Lehrer im letzten Jahr verschwunden ist. Mein Vater und Moritz' Vater und Michaels Mutter haben sich auf die Suche nach ihm gemacht. Sie waren eine ganze Nacht unterwegs, mit Taschenlampen und Laternen, und erst als es hell wurde, kehrten sie wieder zurück, aber den Lehrer haben sie nicht gefunden.

Im Frühling, wenn der verdammte Schnee einmal weg ist, wird er schon wieder auftauchen, hat Moritz' Vater gesagt.

Vielleicht ist er ja weggelaufen, hat dann Moritz gesagt, und sein Vater hat geantwortet: Er ist ein erwachsener Mann, der läuft nicht einfach weg wie ein Lausbub.

Und außerdem, hat Michaels Mutter eingeworfen, wo soll er überhaupt hingelaufen sein? Soll er etwa über die Berge gestiegen sein, einfach so? Und warum?

Da haben ihr alle zugestimmt und Frühstück gemacht und seitdem unterrichtet eben der Pfarrer und ich unterhalte mich den ganzen Vormittag lang mit Moritz.

Moritz sitzt am Fenster und ich mit meinem Tisch ganz nahe neben ihm und Michael ganz weit weg von uns. Obwohl meine Eltern finden, dass Michael geisteskrank ist, sagen sie auch, dass ich nett sein soll zu ihm, ihn mitmachen lassen soll und dass er doch eigentlich genauso lieb ist wie Moritz. Aber ich weiß schon, warum sie das sagen.

Es ist nämlich so, dass Moritz eigentlich mein Cousin ist. Unsere Väter sind Brüder, auch wenn ich zu Moritz' Vater niemals Onkel sage und er zu meinem Vater auch nicht, obwohl wir sogar im selben Haus wohnen. Unsere Zimmer liegen nebeneinander, Moritz' und meines, da ist nur eine hauchdünne Wand zwischen den Kopfen unserer Betten. Wenn ich an die Wand klopfe, hört er das. Als wir klein waren, haben wir eine Geheimsprache mit dem Klopfen erfunden. Später haben wir gelernt, morsen funktioniert auch so, aber damals waren wir sehr stolz auf unsere Erfindung.

Einmal hat Moritz geklopft: Warst du schon einmal verliebt?

Ich habe zurück geklopft: Ja. Und du?

Moritz hat geklopft: Ja.

Am nächsten Tag bin ich mit Moritz dann zu den Bergen gegangen, also zum Talbeckenrand, wo die Bergfüße uns einkesseln und man die Schneegipfel nicht sieht. Michael haben wir nicht mitgenommen. Meiner Mutter habe ich erzählt, dass wir ihn nicht gefunden haben, was auch gestimmt hat, nur haben wir nie gesucht. Wir sind also alleine gegangen und haben über den verschwundenen Lehrer geredet und ich wollte immer das Thema wechseln und irgendetwas Schönes sagen. Aber Moritz hat ständig gemurmelt: Ein Mensch ist Materie und kann nicht einfach verschwinden!

Der Lehrer fasziniert ihn sowieso, also nicht der Lehrer an sich, sondern sein Verschwinden. Er redet oft über den Lehrer, und das mag ich nicht, weil der Lehrer ein alter, ekeliger Kerl gewesen ist, der nach ranziger Butter gerochen und gespuckt und geschlagen hat und ich ihn nie leiden konnte, und Moritz auch nicht, da bin ich mir sicher. Aber seit dieser Lehrer verschwunden ist, redet Moritz immer von ihm wie von einem Heiligen, mit weit aufgerissenen Augen und so einem komischen Klang in der Stimme. Und dann sagt er so Dinge wie: Wenn der Lehrer verschwinden kann, der ja ohne Zweifel Materie ist, dann kann vielleicht auch andere Materie verschwinden, und dann fängt er immer zu fantasieren an, dass unser Dorf einmal eine Stadt war mit Geschäften und Straßenbahnen und auf einmal sich alles und jeder einfach in Luft aufgelöst hat, oder alle hintereinander oder was weiß ich. Ich will ihm da gar nicht wirklich zuhören, weil das Sachen sind, die vielleicht Michael sagen könnte, aber kein gescheiter Mensch, nicht Moritz.

Auf jeden Fall ist Moritz dann endlich ruhig geworden, als wir zum Berg gekommen sind, er hat auf die Steinwand geklopft und gesagt: Irgendwer muss das doch hören. Das machte er ein paar Mal.

Mir wurde mit der Zeit langweilig und ich habe mit Stöcken geworfen, die ich am Boden fand. Einer davon hat Moritz am Ohr getroffen, heute hat er noch eine kleine Narbe davon. Damals hat er sich nur ans Ohr gegriffen und gesagt: Ich wünschte, du wärst nicht hier, sondern auf der

anderen Seite. Du würdest die Klopfszeichen verstehen! Dabei hat sein Ohr geblutet wie blöd und das Blut ist ihm über die Schulter geronnen. Daheim habe ich von Moritz' Vater eine Ohrfeige bekommen, aber ich war unglaublich glücklich und ein bisschen stolz, weil Moritz das mit den Klopfszeichen gesagt hat.

Der Pfarrer beendet jetzt die Stunde wie immer, nämlich indem er einschläft und ihm die Spucke übers Kinn tropft. Er ist schon sehr alt, sagt mein Vater, und wird es nicht mehr lange machen, aber was dann aus den Kindern werden soll, das weiß kein Mensch!

Aber uns Kindern ist egal, was aus uns wird, weil wir früher gehen dürfen, wenn der Pfarrer schläft und gar nicht mehr hingehen müssen, wenn der Pfarrer tot ist und das gefällt mir. Aber Michael, glaube ich, ist sogar gerne in der Schule. Wenn Moritz und ich aufstehen und rausgehen, bleibt er oft noch sitzen, mit gefalteten Händen, wie ein Büber. Oder wie ein Streber.

Moritz sagt: Ich glaube nicht, dass der Lehrer tot ist. Sicher nicht.

Und am Abend liege ich in meinem Bett und warte, dass es richtig Nacht wird. Ich höre, wie einer nach dem anderen ins Badezimmer geht, das ist nämlich auf der anderen Seite von meinem Zimmer, wo nicht Moritz' Zimmer ist, ich höre sie alle ins Waschbecken spucken, so dünn ist die Wand, Moritz' Mutter, Moritz' Vater, meine Mutter, meinen Vater. Ich höre Gemurmeltes und Lichtschalterklicken und dann ist die Nacht richtig da. Groß und schwarz ist sie da, aber nicht einsam, weil da ist ja noch das Klopfen. Ich klopfe: Was denkst du?, und es kommt keine Antwort, dann klopfe ich: Bist du da?, was eine blöde Frage ist, und dann klopfe ich: Du bist gemein. Mein Vater schreit: Hör auf mit dem Gehämmer, du machst mich wahnsinnig!

Früher hat es ihn nie gestört.

Ich versuche einzuschlafen, kurz gelingt es sogar ein bisschen. Aber immer sehe ich den Lehrerkopf im Halbschlaftraum, abgetrennt vom Körper lebt er noch und spuckt. Als ich wieder ganz wach bin, schleiche ich zu Moritz' Zimmer hinüber. Ich will den Traum erzählen. Moritz ist aber nicht da und das Fenster steht offen und die Vorhänge sind Gespenster im Wind. Mir fällt das ein, was Moritz von der Materie gesagt hat und frage mich, ob Gespenster auch Materie sind. Dann hole ich meine Schuhe und meine Jacke aus dem Schrank und schleiche mich aus dem Haus, was ich schon oft getan habe, aber nie ohne Moritz.

Es ist schwarz und kalt draußen und jetzt auch einsam. Ich will dorthin laufen, wo ich Moritz das Ohr blutig geschlagen habe, weil das ein besonderer Ort ist und außerdem nicht weit, weil nichts weit ist in unserem Dorf. Aber ich finde den Weg nicht, so schwarz ist es, Neumond und dicke Wolken, bald wird es schneien.

Dann sehe ich ein Leuchten irgendwo. Moritz hat einmal gesagt, man läuft auf ein Licht zu, wenn man stirbt. Woher er das wissen will, aber sterben würde ich jetzt gerne, weil es so romantisch wäre, weil es ein Opfer wäre und für Moritz und das wünsche ich mir.

Aber das Licht ist nur unsere Kapelle. Einmal, als ich noch klein war, hat die Kapelle zu brennen begonnen und die Heiligenfiguren sind zusammenschmolzen und stehen heute nur noch als Krüppel dort, weil keiner einen Heiligen wegwerfen will. Der Kapelle selbst ist aber fast gar nichts passiert, nur rußig ist sie immer noch.

Und heute ist wieder alles voller Feuer, voller Kerzen nämlich und darum ist die Kapelle ein Licht. Da ist jemand und zündet immer mehr Kerzen an, eine nach der anderen, weiße Kerzen und Trauerkerzen in roten Gläsern. Ich weiß, dass es Michael ist, aber ich frage: Wer bist du?

Fürchte dich nicht, sagt Michael.

Ich bin nicht tot, sage ich enttäuscht, weil ich eben noch lebe und Moritz nicht hier ist, den ich vielleicht und heute sicher sogar liebe.

Das ist der Erzengel Michael, sagt Michael und zeigt auf eine der hässlichen Schmelzfiguren, die man durchs bunte Fensterglas der Kapelle erkennen kann und zündet noch mehr Kerzen an. Wo er so viele Kerzen her hat, ich will auch so viele Kerzen haben, von irgendetwas will ich so viel haben.

Moritz ist weggelaufen, sagt Michael, der Erzengel Michael schütze ihn!

Ich frage: Weißt du sicher, dass Moritz weggelaufen ist?

Michael nickt.

Hat er dich nicht gefragt, ob du mitkommst?, fragt er.

Ich schüttle den Kopf. Dich?, frage ich dann.

Lange sagt Michael nichts. Er bewegt seine Lippen, als würde er mit jemandem reden, aber nicht mit mir.

Eine einzige Kerze müsste ich umwerfen und die Kapelle würde brennen, diesmal ganz abbrennen, nicht nur rußen. Noch eine Kerze und unsere



2. Literaturwettbewerb für junge Autorinnen und Autoren in Österreich und Südtirol

drei Häuser würden in Flammen stehen und die drei Stühle in unserer Schule, noch eine und die Berggipfel würden brennen mitsamt ihren Schneewolken. Und alles und jeden könnte ich verbrennen, außer die, die schon verschwunden sind. Da habe ich plötzlich keine Lust mehr, die

Namenlos

Auf meinem Schülerkalender ist es Vorviermonaten. Er liegt unter dem Schreibtisch.
In Papas Terminkalender ist kein Platz mehr.
Mama hat ihren Kalender zerrissen. Die Schnipsel liegen unter Papiermüll begraben. In einem Karton. Wartend auf den Abtransport.
Und Leon hat keinen Kalender.
Die Lifttüren schließen sich. Ich drücke auf die 3. Jede Ausstellung beginnt im dritten Stock. Ich lehne meinen Kopf gegen die Wand. Überall Wände und keine Fenster. Die Lifttüren öffnen sich. Stille. Kunst redet viel. Eigentlich. Ich höre so lange zu, bis mein Kopf voll ist. Ich höre zu, weil zuhause niemand außer mir noch sprechen kann. Stille stopft Watte in die Gedanken. Kunst redet viel. Eigentlich. Nur heute nicht. On Kawaras Bilder sind still. Warten darauf, dass jemand für sie spricht.
Hinter der Tür steht eine Reisetasche. Ich stolpere fast darüber, als ich nach Hause komme. Es ist meine. Schon gepackt. Die Magnetwand ist schwarz. Wo sind die Ultraschallbilder? Der Küchentisch ist leer. Wo ist das Buch mit den Vornamen? Schwarzes Leder. Wo ist der hellblaue Strampelanzug über der Couchlehne? Noch achtundzwanzig Tage. Blick zum Kalender. Wo der Kalender war, ist die Tapete heller. Jonathan? JULY 9.2005. OCT 21.2008. Der Pinsel malt Zeitlichkeit. JAN 30.2007. Weiß auf Schwarz. Der Ausstellungsraum: eine Leichenhalle. Ungeschliffene Betonwände, glänzender Boden. Keine Fenster, weiches Streulicht ohne Schatten. Die Schritte hallen. Ich gehe von Bild zu Bild. Von Datum zu Datum. Von Tag zu Tag. Banalgenial. Nachdenken. Aber mir fällt nicht ein, was ich am vierten Mai zweitausendundneun gemacht habe. Weitergehen. SEPT 17.2006. Weiter nachdenken. Blättern im Kalender.
Noch siebenundsiebzig Tage. Ich zähle den Countdown und Mama die Zentimeter, die ihr Bauch wächst. Wir sitzen auf der Couch. Auf einer gelben Decke, die das Leder schont. Ein blauer Mini Cooper. Meine Finger führen ihn, schieben ihn die Auffahrt hinauf, halten ihn am höchsten Punkt fest, zeigen ihm die Aussicht. „Das kitzelt!“, ruft Mama und ich lasse das Matchboxauto auf der anderen Seite ihres Bauchs wieder hinunterfahren.
DEC 13.2010. Ich bleibe stehen. Hände in den Hosentaschen. Dreizehnter Dezember. Ich muss nicht nachdenken, was an diesem Tag geschehen wäre. Wenn. Blinzeln. Viele Schnappschüsse desselben Tages. Mein Pinsel hat mir das Datum hinter die Stirn gemalt. Ich habe die Farbe eintrocknen lassen, darauf gewartet, dass sie Risse bekommt und bröckelt. Meine Füße schmerzen. Bin es nicht mehr gewohnt, aufrecht zu stehen. Haarsträhnen zerschneiden das Bild in Streifen und mein rechtes Auge versteckt sich hinter ihnen. Ich habe weggeschaut und meinen Kalender unter dem Tisch liegengelassen. Ein gezeichneter Mini Cooper im Feld vom dreizehnten Dezember.
Ich schalte den Fernseher aus. Mamas Augen werden kleiner, von Tag zu Tag. Sie drückt ein Kissen an ihre Brust und ein anderes hinterlässt einen Abdruck auf ihrer Wange. „Gibt’s heute nichts zu Mittag?“, frage ich. Mich erreicht nur Luft. Ihre Worte sind Blasen, die noch auf ihrer Zunge zerplatzen. Ich lasse die Tür hinter mir zufallen.
Ich drehe mich um. Außer mir ist nur noch eine Aufsicht im Raum. Hinübergehen und aufpassen, nicht über die eigenen Füße noch tiefer zu fallen. Wir sind Matchboxautos, von winzigen Fingern in verschiedene Richtungen geschickt. Mama, Papa und ich. Orientierungslos im Neuland verloren. Jeder schreit in einer anderen Sprache. Ich frage die Aufsicht, ob ich einen Klappstuhl haben darf und meine Stimme klingt wie Schleifpapier. Mein „Danke“ bleibt an meinen Lippen hängen. Zweihundertachtzig Tage hätten es sein sollen. Schritt für Schritt nähere ich mich wieder dem date painting. Zweihundertachtzig Tage bis zum dreizehnten Dezember. Der Tag hat so lange Leben geheißen. War die weiße Schrift. Jetzt

Kerzen umzuwerfen. Dass ich weine, merke ich erst, als Michael mir Tränen von der Wange wischt.
Hat Moritz dich denn gefragt, ob du mitkommst?, frage ich noch einmal. Michael nickt.

sehe ich nur noch schwarzen Hintergrund und auch der zerfließt vor meinen Augen.
„Hier, das kriegst du.“ Mama drückt mir das Bild in die Hand. Das Ultraschallbild ist ein Blick durch ein Fenster, hinein in Mamas Bauch. Florian ist eine Silhouette in der Dunkelheit. „Echt jetzt?“ Der Arzt hat die Vorhänge zugezogen. Bis zum nächsten Mal. Ich schenke meinem Silhouettenbruder ein Lachen. Noch hundertachtundsechzig Tage. „Danke, Mama, dankedankedanke!“ Mein Daumen streicht über den kleinen Körper.
Ich wische mir mit dem Pulloverärmel die Augen ab. Zuhause auf meinem Nachttisch liegt das Bild. Darauf steht der blaue Mini Cooper. Wartend auf Elias. Ich stelle den Klappstuhl auf den Boden. Setze mich. Hände zwischen die Oberschenkel geklemmt. Mein Blick klammert sich an den unteren Leinwandrand. Ich erzähle dem Datum vor mir von ihm. Stumm. Wie gern ich ihn gesehen hätte. Obwohl oder vielleicht gerade weil er nicht geschrien hat. Wie gern ich ihn auf meinem Arm gehalten hätte. Wie gerne ich ihm etwas von mir mitgegeben hätte. Einen blauen Mini Cooper. Ein Lachen. Wie gern ich mich von ihm verabschiedet hätte.
„Gute Nacht, Elias. Sei still, Elias. Essen ist fertig, Elias,“ sagt Mama und kostet den Namen, der mein Bruder werden wird.
„Ich bin für Jonathan. Elias kann da nicht mithalten!“, sagt Papa und tätschelt Mamas Hand. Sie lacht. „Was meinst du?“
„Mir gefällt Leon. Und Max. Und Florian.“
Der Ärmel meines Pullovers wird langsam nass. Salz auf meinen Lippen. Tropfen halten sich an meinen Wimpern fest. Ein schimmernder Schleier vor meinen Augen. Blinzeln. Abwischen. Langsam sehe ich klarer. Wir haben die Situation aufgeschoben. Bis es nicht mehr ging. Doch anstatt zu reden, haben wir uns voneinander entfernt. Wir haben die Situation mitten im Raum stehen lassen, obwohl wir uns so viel Mühe gaben, sie aus unserem Leben zu entfernen. Wer war er? Elias? Jonathan? Leon, Max oder Florian? Wir haben Silhouetten namenlos gelassen.
„Ich hab jetzt ’ne Besprechung!“, sagt Papa. Ich schneide mich an den Kanten seines Gesichts. Stille. Dann ist er weg. Mama zieht sich die gelbe Decke bis zur Nasenspitze hoch und dreht sich um. Der Kühlschrank ist leer. Ich gehe einkaufen.
Man kann Dingen nicht keinen Namen geben. Sie in Stille ertränken. Rede, sagt das Datum in meinem Kopf. Gib ihm einen Namen! Worauf wartest du? Wir müssen reden. Mama, Papa und ich. Ein rollendes R zieht vier Buchstaben. eden. Ein R kann Fenster in Wände schneiden. Und Gesichter in Silhouetten zeichnen. Und ein Navigationsgerät für Matchboxautos sein. Worauf warte ich? Wir können das Blatt mit dem Datum nicht einfach aus unseren Kalendern und in kleine Stücke reißen, es muss ein Teil von uns werden. Ich klappe den Stuhl zusammen, bringe ihn zurück zur Aufsicht. Ich trete bewusst mit dem ganzen Fuß auf. Ballen abrollen. Rollen üben für das R. Gehe vorbei an Tagen. An Daten auf einer Leinwand festgehalten, damit Ausstellungsbesucher mit ihnen reden können. „Danke“, sage ich und ich weiß nicht, ob es für die Aufsicht, für On Kawara, für Max oder für alle gleichzeitig ist. Ich gehe hinüber zum Lift. Mit durchgedrückter Wirbelsäule. Der Raum hat Fenster, nur die Betonvorhänge sind zugezogen. Ich streiche mir meine Haare hinter das Ohr. Die Lifttüren öffnen sich. „Fenster“, flüstere ich und das R rollt auf meiner Zungenspitze.
Auf meinem Schülerkalender ist es noch Vorviermonaten, aber in meinem Kopf ist es schon heute.
Ein rollendes R wird vielleicht in Papas Terminkalender Zeitfenster einplanen
und Mama einen neuen Kalender kaufen, einen für Familien, indem jedes Mitglied seine Spalte hat.
Und Leon hat jetzt ein Datum auf meinem letzten Kalenderblatt.

Die Literatur übernachtet im Hotel

Über den Versuch einer Veranstaltungsreihe, in welcher vielschichtige Verortungen literarischer Themen in den Vordergrund gerückt wurden, um unterschwellig auch nach einem Ort für Literatur in Südtirol Ausschau zu halten.

„von worten | an orten“ nennt sich eine 2011 von der Dokumentationsstelle für Literatur ins Leben gerufene Veranstaltungsreihe, die mit dem Austragungsort im Parkhotel Laurin eine passende Lese- und Gesprächsstätte für Literatur gefunden hat. Mit dem legendären Bozner Hotel, in welchem bereits Oberleutnant Robert Musil ab 1916 die Tiroler Soldatenzeitung redigierte und wo immer wieder Schriftsteller ihre Nacht verbringen, wurde ein geeigneter Partner für die insgesamt sechs Autorenbegegnungen gefunden, gemäß dem brisanten Motto: So lange Südtirol kein Haus für Literatur hat, übernachtet die Literatur im Hotel. Den Anfang machten im Februar die Autoren Ulrich Zieger und Erika Wimmer, mit dem Ort, den die beiden Autoren auf ihre Weise in Worte zu kleiden versuchten: Montpellier, die Stadt an der französischen Mittelmeerküste. Ulrich Zieger lebt und arbeitet seit knapp zwei Jahrzehnten in dieser Stadt, schreibt dort Lyrik, Theaterstücke oder übersetzt Schriftstellerkollegen, wie den Algerier Boualem Sansal, der im Oktober 2011 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet wurde. Beim Abend im Laurin las Zieger, der bereits in den 1990er Jahren die Südtiroler Landschaft des Unterlandes in den Text Cortaccia/Kurtatsch einfließen ließ, aus seinem aktuellen Gedichtband L'Atelier / Die Werkstatt. „Meine Texte entstehen“, so Zieger im anschließenden Gespräch, „nicht unbedingt an bestimmten geografischen Orten wie Kurtatsch oder Montpellier, sondern eher an zufälligen Orten, an denen ich mich aufhalte, im Zug oder am Fensterbrett eines Freundes.“ Die Autorin Erika Wimmer merkte hingegen an, dass sie gerne über Orte, insbesondere Orte in der Ferne schreibt, nur „nicht so gern über Südtirol“, aber im Grunde seien für sie „Orte virtuelle Räume“, und im Fall ihres Romans Die dunklen Ränder der Jahre beschreibe sie Montpellier deshalb, „da ich mit dieser Gegend viele Glücksmomente verbinde und mich gerne an die Aufenthalte in Südfrankreich und an die Hochebene Larzac um Montpellier erinnere.“

Um einen ganz anderen Ort ging es bei der Begegnung zwischen Alissa Thaler und Stefan Abermann im März. Der Nordtiroler Sprachkünstler Abermann präsentierte seinen Erstlingsroman „Hundestaffel“, die Südtirolerin Alissa Thaler sang hingegen im Stil einer Liedermacherin erfrischende Eigenkompositionen. Gemeinsam teilen die beiden ihre Passion für Poetry Slams und nutzten diese Bühne, diesen Ort als Plattform, um sich mit selbstverfassten Texten von einer Publikums-

jury beurteilen zu lassen. Von der Poetry Slam-Plattform aus suchte und fand jeder der beiden eine neue Ausdrucksmöglichkeit, Abermann, indem er das geschriebene Wort für sich entdeckte, und Thaler, die ihre Geschichten in Zukunft verstärkt musikalisch untermalen möchte. Die Slam-Bühne war für Alissa Thaler ein „Sprungbrett vors Publikum“, in eine Szene „junger Menschen, die Lust an und auf Texte“ haben. Stefan Abermann unterstrich, dass es sich bei Slam-Texten, um „ganz speziell fürs Live-Publikum geschriebene Texte“ handelt, er ziehe es aber auch vor, Texte zu schreiben, die sich für einen Poetry Slam nicht eignen. Beide wollen sich in Zukunft nicht nur einem Genre widmen.

Bei der Begegnung Astrid Kofler mit Francesca Melandri ging es um die Geschichte Südtirols und wie diese Geschichte literarisch verpackt werden kann. Beide Autorinnen haben dazu mit Lebenskörner und Eva Dorme sehr unterschiedliche Romanerstlinge vorgelegt. Die Lesung mit Gespräch fand als Matinée im Rahmen der Bozner Filmtage statt, denn beide Autorinnen verbindet auch die Gemeinsamkeit des Filmemachens. Die Begegnung der Autorinnen moderierte der Journalist Lucio Giudiceandrea; er eröffnete mit folgenden Worten diese zweisprachige Veranstaltung: „La letteratura é viva“, ansonsten, so Giudiceandrea weiter, „wären nicht so viele Menschen im Saal“. Nach Lesung und Diskussion um die verschiedenen Blickwinkel auf die Südtiroler Geschichte, die laut Melandri „auch die Menschen in Perugia, Chieti, in Hamburg, Frankreich oder den Niederlanden interessiert“, bemerkte die Autorin treffend, „dass sich die Südtiroler zu gerne als Nabel der Welt sehen.“ Sie hoffe, mit ihrem Buch dieser Realität Abhilfe zu schaffen, und sagte: „Natürlich ist mein Buch eine Geschichte, die viel Südtirol in sich trägt, aber es kommt nicht nur Südtirol in meinem Buch vor, und ich hoffe, dass die Südtiroler diese Teile im Buch auch zu schätzen wissen.“ Die Frage, wann das Buch von Francesca Melandri verfilmt werden würde, durfte am Ende natürlich nicht fehlen. Einen großen Schlussapplaus gab es für alle drei am Podium, nachdem der Moderator die einzelnen Statements dieses literarischen Vormittags mit folgenden Worten zusammenfasste: „Es ist sehr wichtig, die kleine Welt der Heimat zu schätzen, es ist aber auch wichtig, diese kleine Welt mit der großen Welt zu verbinden, eine Aufgabe die nicht nur Schriftsteller, sondern alle zu leisten haben.“

Nach der Sommerpause trafen in einer weiteren

literarischen Matinée Klemens Renoldner und Josef Oberhollenzer aufeinander. Renoldner, der als Direktor seit 2008 das „Stefan Zweig Centre“ an der Universität Salzburg leitet, beschreibt in seinem Erstlingsroman Lilys Ungeduld das Psychogramm einer Familie und gewährt einen tiefen Blick in die Seelenabgründe seiner Romanfiguren – er erzählt sprachlich virtuos und in schonungsloser Offenheit. In seinem Verwirrspiel um Erinnerung, Phantasie und Traum wechseln sich Erzählung, Dialog und Träume in tragikomischen Szenen ab. Josef Oberhollenzer erzählt dagegen in seinem Erzählband Der Traumklauber 52 schöne, traurige und brutale Träume, indem er die Träume der anderen durch einen „Traumklauber“ erzählen lässt. Dadurch entsteht eine phantasievolle Traumgalerie von einem, der nicht träumen kann und der doch alles dafür täte, es zu können, um endlich glücklich zu sein. Beide Autoren versuchten im anschließenden Gespräch, den unbewussten Traumorten in ihren Texten nachzuspüren. „Die Träume in meinem Roman haben keine direkte erklärende Funktion, sondern spiegeln gewisse Lebenssituationen“, meinte Klemens Renoldner, „sie sind lediglich Teil eines großen Mosaiks, anhand dessen ich mit 127 Bausteinen einen Familiengeschichte erzähle. Diese Träume haben eben eine eigene poetische Dimension; spannend ist schon, dass sie im wirklichen Leben so schnell verblasen.“ „Bruchstücke von Träumen, die nicht schnell verblassen und in Erinnerung bleiben“ baut Josef Oberhollenzer in seine Erzählungen ein. Sie ermöglichen es ihm, neue fiktive Traumgeschichten zu entwerfen „um seine Literatur weiterzuspinnen, die mit den Themen der Wirklichkeit nichts mehr tun hat.“ Er findet, dass Träume spannende Erzählungen sind, „wenn sie erzählt und nicht gedeutet werden.“ Renoldner wie Oberhollenzer konnten die abschließende Frage der Gesprächsrunde, ob sie – wie der Schriftsteller Durs Grünbein – in traumlosen Phasen besser schreiben können, nicht beantworten.

Auf die Reise in die Welt der Träume folgte in der vorletzten Autorenbegegnung eine Lesung zu einer eigentlich traumhaften Fußreise nach Istanbul und zu einem alptraumhaften Schicksal sogenannter Wolfskinder in der Ukraine. Der Abend diente auch der Vorstellung der Literaturzeitschrift filadrëssa, welche in der nunmehr siebten Ausgabe unter dem Motto Wie das Land, in dem wir leben vom Nordtiroler Martin Kolozs herausgegeben wurde. Geworden ist daraus eine Spurensuche nach Verbindungen zwischen Traditionellem und Modernem, dem ländlichen sowie dem urbanen Leben, mit der Frage im Hinterkopf: Was von der sogenannten Originalität der Menschen und des Landes, in dem sie leben, ist wohl echt? Irysj Lykovych ist mit einem Textausschnitt in



Foto: Martin Hanni/Dokustelle

Mörikes Fußreise:
Irysj Lykovych und
Siegfried Höllrigl
lauschen dem
Bariton Hannes
Tschurtschenthaler
und Astrid Amico
am Klavier.

filadrëssa 7 vertreten. Sie wurde 1984 in Transkarpatien geboren und ihre Werke wurden bisher in vielen bekannten ukrainischen Zeitschriften, Almanachen und Anthologien veröffentlicht. Vor wenigen Jahren war sie Gewinnerin des Literaturpreises Debut 2007 und des ukrainisch-deutschen Oles-Gonchar-Preises für das Manuskript des Romans Dein Kind im Jahr 2009. Mit dem Buch Der Tatzelwurm wollte sie auf die Erziehung von Kindern in ihrer Heimat aufmerksam machen und recherchierte über mehrere Jahre zu Kindern, die von Tieren erzogen wurden. „Diese Kinder verlieren die Sprache und können sich nicht mehr an den Menschen anpassen“ meinte die Autorin, die während ihrer Recherche auch als Au-Pair-Mädchen in Tirol arbeitete. Sie hörte vom Lawinenabgang 1999 in Galtür, schaute sich den Ort an und wollte die Geschichte ihres ukrainischen Wolfskindes von dem Moment an in Tirol spielen lassen, indem sie ein Kind nach dem Lawinenabgang elternlos und in der Wildnis aufwachsen lässt. Lykovych berichtete auch über die Gegenwartsliteratur und die nicht immer rosigen Zustände im heimatlichen Literaturbetrieb. Nach dem Gespräch zum Tatzelwurm folgte die Präsentation des Buches von Siegfried Höllrigl: Was weiß der Reiter vom Gehen. Vom 1. März bis zum 11. August 2004 ging der gelernte Meraner Handpressendrucker zu Fuß von Basel nach Istanbul, am Balkan entlang, „nicht als Nachkriegsberichterstatter, sondern als jemand, der sich etwas auferlegt“, immer geradeaus, von Grenze zu Grenze. Herausgekommen ist ein literarischer Reisebericht, der

Foto: Martin Hanni/Dokustelle



den Leser am Ende mit der Beschreibung des ersten Kebaps Höllrigls belohnt. Südosteuropäische Geschichten werden aus seinem Blickwinkel fein verarbeitet und bereiten ein multikulturelles Lesevergnügen.

Um Europa ging es auch am letzten Abend der Reihe „von worten | an orten“. Geladen war die ladinische Schriftstellerin Rut Bernardi, die vor kurzem in einem von Kärntner Slowenen geführten Verlag das Buch Lyrik und Prosa kreuz und quer herausbrachte. Das Leben in und zwischen den vielen Sprachen haben ihre Themen und Texte stark beeinflusst. Das Buch ist in der Reihe kleine literaturen europas erschienen, welche das Thema Minderheitenliteratur – bei aller Schwierigkeit am Buchmarkt – in einen größeren europäischen Kontext setzen möchte. Im Anschluss an Bernardis wortverspielte und didaktisch raffinierte Präsentation folgte ein Gespräch mit dem Verleger Adrian Kert und den beiden Sprachexperten Reinhard Kacianka und Hans-Georg Grüning.

So wie Minderheitenliteratur des Ladinischen an diesem Abend den richtigen Platz im vielsprachigen Europa suchte und fand, könnte sich vielleicht die gesamte Südtiroler Literaturszene auf die Suche nach dem richtigen Ort machen, um irgendwann endlich einen Platz zu finden, wo sich die Literatur zu Hause fühlt und in allen Facetten – der mehrsprachigen Realität unseres Landes entsprechend – vermittelt werden kann. Die Reihe „von worten | an orten“ wird mit Ende Februar 2012 im Parkhotel Laurin fortgesetzt.



Siegfried J. Schmidt

30 Romane, Romane, Romane ...

- (1) Die Nacht war sternenklar
Alles erforderliche Personal war am Strand versammelt
Aber dann passierte bis zum Ende des Buches nichts Berichtenswertes mehr
- (2) Ein Beischlaf kommt selten allein
Aber es macht nur zu zweit wirklich Spaß
- (3) Nach holprigem Beginn lief die Geschichte zu so großer Form auf, dass ein zweites Buch nötig wurde
- (4) Nie habe ich Geld ins Ausland geschafft beteuerte sie
Die Geschichte macht uns kundig wie es ohne ihr Wissen dorthin gekommen war
Also höchst spannend wie alle trivialen Geschichten
- (5) Über das Leben zu reden ist eine feine Sache
Vor allem weil man nicht weiß was das ist
- (6) Es hätte auch mit einer anderen Frau sein können
Drei Fragen blieben immer: warum, wie, und was danach?
- (7) Der Plan war gut blieb die Frage wer ihn nach dem Scheitern des Plans bei sich aufnehmen würde
- (8) Wenn man mit einer Geschichte schon mal bis hierher gekommen ist
Dann geht es auch weiter
- (9) Ein Kind wird geboren
Und dann schildert der Roman atemlos Schritt für Schritt
Was bis zu seinem Tode noch alles geschah
- (10) Der Mord ereignete sich während der Zugfahrt von A nach B
Da sich zu dieser Zeit keine Fahrgäste im Zug befanden und beim Eintreffen in B auch die Leiche verschwunden war
Gestaltete sich die Jagd nach dem Mörder schwierig
- (11) Es war Liebe auf den ersten Blick
Aber er bemerkte es erst so spät
Dass sie seinen Blicken bereits entschwunden war
Darüber kam er sein Leben lang nicht hinweg
Was nach dem Willen der Autorin viele Leserinnen beschäftigen sollte
- (12) Die Landschaft besaß alles
Was eine wortgewaltige Lyrikerin ihr andichtete
Nur deshalb konnte sie von den Romanfiguren wiedererkannt werden
Sie sahen gleichsam das Echo der Wörter
- (13) Ihre Beziehung war allein auf Sexualität verkürzt worden
Darum traf ihn ihre plötzlich aufbrechende Frömmigkeit
Nicht nur an einer einzigen empfindlichen Stelle

Alissa Thaler und
Stefan Abermann
teilen die Passion für
poetry slam. Im
Bozner „Laurin“
überraschten sie mit
neuen Genres.

- (14) Angesichts der schrecklichen Kämpfe
In die er verwickelt wurde
Gingen ihm die Worte aus
Der Roman geriet eher kurz
- (15) Furcht kannte er nicht
Gottesfurcht kannte er nicht
Menschenliebe kannte er nicht
Er kannte überhaupt ziemlich wenig
- (16) Sie war ihm an Schönheit und an Klugheit weit überlegen
Er war klug genug das nicht zu übersehen
Daran zerbrachen beide
Erwartungsgemäß der Mann zuerst
Sie noch zuletzt mit einem arroganten Achselzucken
- (17) Das idyllische Dorf barg ein schreckliches Geheimnis
Das auch der Roman nicht enthüllen konnte
- (18) Er stöhnte vor Lust
Sie stöhnte vor Lust
Sie stöhnten vor Lust
Das Ende war nahe
Und es kam dann auch bald
Und dann hörte auch im Roman
Das Stöhnen auf
- (19) Er folterte seine Opfer ganz im klassischen Stil
Also mit klassischen Folterwerkzeugen
Das gab dem Roman eine unerwartet moderne Note
- (20) Ärmliche dreckige Hinterhöfe
Keifende schmutzige Weiber am Fenster lauernd
Hier erblüht die Schönheit der Heldin
Die wie alles nur von kurzer Dauer sein konnte
- (21) Auf der langen Bahnfahrt wurde ihr Fahrausweis sechsmal kontrolliert
Der Roman schildert präzise
Wie in ihr der Plan heranreifte
Den Schaffner nach der sechsten Fahrscheinkontrolle zu vergiften
Was ihr in der kurzen Ehe mit ihm auch gelang
- (22) A tat dies
A tat das
A tat wieder dies
A tat wieder das
A tat schon wieder dies
A tat schon wieder das
Und dann wiederholte sich das Geschehen mehrere Male
- (23) Sie forderte ihn geradezu heraus
Sie zu vergewaltigen
Was dann geschah
Enttäuschte ihre hochgesteckten Erwartungen zutiefst
- (24) Der Unterschied zwischen den beiden Protagonistinnen der Geschichte entspricht etwa dem zwischen einer Wallfahrtskapelle und einem Transformatorenhäuschen
Keine konnte aus ihrer Haut heraus
- (25) Der Konflikt zwischen den beiden Streithähnen blieb ohne nennenswerte Folgen
Wenn man einmal vom Tod der beiden Kontrahenten absieht
- (26) Die Feier entartete zur Orgie
Menschen die sich bis dahin noch nie gesehen hatten
Lagen sich in den Armen
Und mehr
Am Morgen darauf
Wollte es keiner gewesen sein
- (27) Es gab keine Sauerei
Über die nicht bis ins Detail der Feuchtgebiete
Zur heimlichen Freude aller Sittsamen geschrieben wurde
Die Antwort auf die Frage warum dieser Roman geschrieben worden war blieb im Interesse der Fortsetzungsromane offen
- (28) Ein junger Mann
Nennen wir ihn Z
Kam vom Land in die große Stadt Y
Er erlebte dort haarsträubende Abenteuer
Wie in fast jedem Roman nachzulesen ist
Er zog sich im Alter wieder aufs Land zurück
Wo er nach einiger Zeit wie üblich starb
- (29) Wegen der Gewichtigkeit der Trivialitäten
Hält jede Seite nur eine aus
- (30) Die hier versammelten Geschichtenkerne
Kann man nicht erfinden
Man muss darüber stolpern



Foto: www.uni-graz.at/lesereise

teter Blätter zwischen einem Einband. Die beiden Bücher Die große Zukunft des Buches und Seitenweise – Was das Buch ist befassen sich in ihrem vollen Umfang mit dem Buch. Es handelt sich bei meinem Text hier also um eine etwas paradoxe Angelegenheit: Es ist eine Buchkritik über zwei Bücher, die davon handeln, was das Buch ist, was es war und was es sein wird. Dabei sind die verschiedensten Metaebenen nicht immer leicht voneinander zu trennen. Man fühlt sich irgendwie versetzt in eine Erzählung von Jorge Luis Borges, die auch in beiden angesprochenen Werken einige Male genannt wird:

Wie alle Menschen der Bibliothek bin ich in meiner Jugend gereist; ich habe die Fahrt nach einem Buch angetreten, vielleicht dem Katalog der Kataloge; jetzt können meine Augen kaum mehr entziffern, was ich schreibe; ich bin im Begriff, nur ein paar Meilen von dem Sechseck, wo ich geboren ward, zu sterben. Wenn ich tot bin, wird es nicht an mitleidigen Händen fehlen, die mich über das Geländer werfen werden; mein Grab wird die unauslotbare Luft sein; mein Leib wird immer tiefer sinken und sich in dem von dem Sturz verursachten Fallwind zersetzen und auflösen. Ich behaupte, daß die Bibliothek kein Ende hat. Die Idealisten argumentieren, daß die sechseckigen Säle eine notwendige Form des absoluten Raumes sind, oder zumindest unserer Anschauung vom Raum. Sie geben zu bedenken, daß ein dreieckiger oder fünfeckiger Saal unfäßbar ist. (Die Mystiker behaupten, daß die Ekstase ihnen ein kreisförmiges Gemach offenbart, mit einem kreisförmigen Buch, dessen Rücken rund um die Wand läuft; doch ist ihr Zeugnis verdächtig; ihre Worte sind dunkel; dieses zyklische Buch ist Gott.)¹⁾

Borges geht also sogar soweit, Gott als Buch zu beschreiben. Nun, soweit gehen Umberto Eco und Jean-Claude Carrière in ihrem Buch Die große Zukunft des Buches dann doch wieder nicht. Man erfährt beim Lesen dieses Buches jedoch sehr schnell, dass sich hier zwei höchst bibliophile Menschen miteinander unterhalten. Es ist ein intelligentes Buch, bestehend aus abgedruckten Gesprächen zwischen zwei klugen

Harald Wieser

„Was hast du lieber: eine Schokolade oder ein Buch?“

Männern. Sowohl Eco als auch Carrière sind sich darüber einig, dass das Buch sehr wohl Zukunft hat. Für beide stellt die Erfindung des Buches einen Meilenstein in der Menschheitsgeschichte dar, der selbst durch die multimediale Revolution nicht so einfach umzuhaufen sein wird. Das E-Book wird das Buch nicht töten²⁾, schreibt Jean-Philippe de Tonnac, der die Gespräche zwischen Eco und Carrière zuweilen kommentiert, im Vorwort des Buches. Umberto Eco selbst beschreibt das Buch an sich recht pragmatisch: Das Buch ist wie der Löffel, der Hammer, das Rad oder die Schere: Sind diese Dinge erst einmal erfunden, lässt sich Besseres nicht mehr machen. An einem Löffel gibt es nichts zu verbessern.³⁾

Im weiteren Verlauf ihrer Gespräche sprechen die beiden Herren dem Buch jedoch immer mehr menschliche Eigenschaften zu. Es steht dann für Beständigkeit, Schutz, Beistand und Trost, Freude und auch Leid. Dem widerspräche dann aber der Klappentext des Buches, in dem es heißt: Für alle, die das Buch als Gegenstand lieben. Aber gerade das ist es eben nicht, oder nicht nur. Umberto Eco und Jean-Claude Carrière sprechen vor allem darüber, dass das Buch über das hinausgeht, was es zum puren Gegenstand macht.

Umberto Ecos und Jean-Claude Carrières Gespräche mit Jean-Philippe de Tonnac: Die große Zukunft des Buches, übersetzt von Barbara Kleiner und erschienen im Hanser Verlag, ist ein Buch, das einem die Möglichkeit bietet an den Gesprächen zweier kluger Männer teilzuhaben. Manchmal neigen die beiden Herren jedoch zu Übertreibungen und vor allem Jean-Claude Carrière hält seinen Lesern sein großes Wissen manchmal gern unter die Nase – das müsste nicht sein.

Seitenweise – Was das Buch ist, herausgegeben von Thomas Eder, Samo Kobenter und Peter Plener, erschienen in der Edition Atelier, enthält eine Menge Meinungen und Aussagen zum Thema Buch. Im Vorwort des Sammelbandes heißt es: Denn am besten wird man dem Buch, so die These, dadurch gerecht, dass man variantenreich darüber nachdenkt und von ihm erzählt.⁴⁾

Dieser Variantenreichtum bleibt kein leeres Vorwortversprechen. Der Band bricht dem Buch auf verschiedenste Art und Weise eine Lanze, 33-mal, seitenweise. Manchmal versteigen sich die Autoren und Herausgeber des Bandes jedoch in blödsinnigen Definitionen und Anspielungen über den Untergang der Buchkultur, der doch wohl keineswegs gerechtfertigt ist und selbst in einigen Aufsätzen widerlegt wird: Es wird mehr geschrieben als je zuvor. Es wird mehr gelesen als je zuvor.⁵⁾

Ein Unwort innerhalb des Sammelbandes scheint das E-Book zu sein. In fast jedem

Aufsatz fällt dieser Begriff, selten mit positiven Konnotationen. Irgendwie wirkt es doch bedrohlich auf sämtliche Buchliebhaber und doch, oder gerade deshalb wird es immer wieder lächerlich gemacht. Stichwort Kriegsbeute: Hätten die Russen aus Leipzig auch E-Books mitgenommen nach Moskau? Zu all den angsteinflößenden Aussichten bezüglich des Buches macht Benedikt Föger in seinem Aufsatz eine gelungenen Bemerkung: In Wahrheit, schreibt er, geht es uns darum, dass die Menschen unsere Bücher lesen. In welcher Form sie das tun, sollte uns egal sein.⁶⁾ Walter Bohatsch meint dazu: Die Entwicklung der elektronischen Medien hat nicht zum Verschwinden des Buches geführt, sondern eine Neuorientierung bewirkt.⁷⁾

Also: der Bildschirm ist flach, ist eine Scheibe, wird uns allerdings als die Welt verkauft. Bleiben wir doch lieber dreidimensional, bleiben wir beim Buch.

Spätestens beim Lesen von Werner Michlers Aufsatz über utopische Bücher⁸⁾ wird einem klar, dass man in Büchern alles kann. Dass jeder alles denken und schreiben kann, dass Bücher der Ort größtmöglicher Freiheit sind. Man öffnet ein Buch und betritt dadurch einen Raum⁹⁾, womit wir wieder bei Borges wären. Es geht eben darum, sich auf die Welt der Bücher einzulassen, einzutauchen in die Gedankenwelt eines anderen. Nicht jeder tut das, nicht jedem fällt ein solcher Zugang leicht. Das erkennt man am besten daran, wie wenig abgegriffen die Bücher bei manchen in den Regalen stehen und wie abgenutzt im Gegensatz dazu die Fernbedienungen der Fernsehgeräte sind.¹⁰⁾ Dass man das Ganze weniger schwarz und auch mit etwas Humor sehen kann zeigt der Aufsatz von Michael Rohrwasser. Er führt in seinem Kleinen Lexikon der anderen Verwendungsformen des Buches¹¹⁾ die etwas eigentümlichen Anekdoten zum Thema Buch an. So z.B. ein Bücherklosett oder das Buch in Verwendung als reiner Blattbeschwerer. Solche Geschichten sollte man sich nicht entgehen lassen und für Büchernerds ist Seitenweise – Was das Buch ist ein absolutes Muss.

Am Ende meiner Lektüre der 33 Aufsätze über das Buch kam ich zu folgendem Schluss: ein Buch ist im Grunde wie das Wetter. Es ist real, allgegenwärtig, offensichtlich und es gibt immer verschiedene Meinungen darüber, aber jeder hat eine. Es wird immer Bücher geben – in welcher Form auch immer – es wird immer gelesen werden und es wird auch immer geschrieben werden, denn: Schreiben ist die vollkommene Darstellung von Intelligenz. Wenn sich aber Intellektualität am besten im Schreiben inszeniert, dann ist das Buch, das gedruckte Wort, dafür das ideale Medium. Der Geist sucht sich einen Körper und findet ihn im Buch.¹²⁾



¹⁾ Borges, Jorge Luis: Die Bibliothek von Babel

²⁾ De Tonnac, Jean-Philippe: Vorwort. S. 5. In: Eco, Umberto und Carrière, Jean-Claude: Die große Zukunft des Buches

³⁾ Eco, Umberto und Carrière, Jean-Claude: Die große Zukunft des Buches. S. 14.

⁴⁾ Eder, Thomas (Hrsg.): Seitenweise – Was das Buch ist. S. 10.

⁵⁾ Strouhal, Ernst: Blättern. Rückblick voraus auf Raymond Queneaus „Hunderttausend Milliarden Gedichte“. In: Eder, Thomas (Hrsg.): Seitenweise – Was das Buch ist. S. 145.

⁶⁾ Föger, Benedikt: Verlassen die dunklen Buchstaben auf weißem Papier? Die neuen Medien und Buchverlage. In: Eder, Thomas (Hrsg.): Seitenweise – Was das Buch ist. S. 419.

⁷⁾ Bohatsch, Walter: Inhaltsraum Buch. In: Eder, Thomas (Hrsg.): Seitenweise – Was das Buch ist. S. 38.

⁸⁾ Michler, Werner: Utopie des Buches und Bücher der Utopie. In: Eder, Thomas (Hrsg.): Seitenweise – Was das Buch ist. S. 119.

⁹⁾ Vgl. Bohatsch, Walter: Inhaltsraum Buch. In: Eder, Thomas (Hrsg.): Seitenweise – Was das Buch ist. S. 32.

¹⁰⁾ Vgl. Strouhal, Ernst: Blättern. Rückblick voraus auf Raymond Queneaus „Hunderttausend Milliarden Gedichte“. In: Eder, Thomas (Hrsg.): Seitenweise – Was das Buch ist. S. 134.

¹¹⁾ Vgl. Rohrwasser, Michael: Kleines Lexikon der anderen Verwendungsformen des Buches. In: Eder, Thomas (Hrsg.): Seitenweise – Was das Buch ist. S. 53-78.

¹²⁾ Huter, Michael: Die Bleiwüste lebt. Vermischte Anachronismen zum Thema Buch und Wissenschaft. In: Eder, Thomas (Hrsg.): Seitenweise – Was das Buch ist. S. 428.

I

Lange zurück Liegendes:

Die Erinnerung an eine Zeit, die ich im Wesentlichen missen möchte. Die Schulzeit, in meinem Falle von 1975 bis 1983 an einem Gymnasium in einer kleinen Stadt. Es waren viele, die begonnen hatten, in drei ersten Klassen; die Stadtkinder und die Landkinder voneinander getrennt; erst in der so genannten Oberstufe versuchte man eine Symbiose, die, zumindest was mich anging, misslang. Ich erinnere die ersten Schultage, erinnere die Lehrer. Die älteren davon – Jahrgänge ab 1917; die jüngeren Jahrgänge um 1940, 1945. Ein Guss der kleinstädtischen Gesellschaft aus der verlorenen Form; viel von dem, was sich gehört und von dem, was nicht gehört.

Dazu der Duktus des Akademischen; ein Doktor, das galt was. Professoren und Professorinnen; nicht etwa an einer Akademie, sondern an einer Mittelschule; viele über das Magisterium nicht hinaus gekommen, aber bedacht auf eine besondere Würde. Dazu gab es Stammtische, auch gehobene. Wer dazu gehörte, und wer nicht.

Nun, wir gehörten an sich dazu; ich freilich nicht. Ein Fremdkörpermeißel allein hätte nicht dazu genügt, mich auszumeißeln. Mir ging vieles auf die Nerven; nicht zuletzt die zu jener Zeit aufkeimende, stark ins Politische transzendierende Selbstgerechtigkeit; eine Folge, eine abgeschwächte Folge des Jahres 1968, das diese Gesellschaft nur wie ein ferner Schimmer und ein böser Schein des Aufbegehrens streifte; pas non plus.

Wer ein Buch hatte, auf dessen Deckel einige nackte Kommunarden mit gütig retouchierten Geschlechtern gegen die Wand gelehnt von hinten abgebildet waren, empfand sich als fortschrittlich. Die Jahre nach der ersten Ölkrise. Die Jahre des OPEC-Überfalls. Die ersten Kreisky Jahre; der Aufbruch einer Gesellschaft, die ihren latenten Antisemitismus erst gar nicht zu verstecken brauchte. Er war salonfähig.

Der verlorene Krieg war vielen gegenwärtig. Wie in das eigene Antlitz zu blicken, das kollektive, von Auschwitz verzerrte; besser mit einem Wegsehen. Da half es nicht, die Stätten des Grauens aufzusuchen; die Alltagsumgebung wusste es besser. Lange schon bin ich aus der guten Gesellschaft fortgegangen, nie bin ich zurück gekommen, auch zu keinem Treffen der Erinnerung an eine so genannte Reifeprüfung. Es schien mir nicht ehrlich zu sein, schien mir nicht richtig zu sein, schien mir geheuchelt, eine Vergangenheit zu berufen, anzurufen, die mir wie Lackmus auf dem Probestreifen der Seele liegt. Sie – und ich – werden heute noch rot.

II

Es legt sich ein dumpfer Schein und Schatten um jene Jahre, die – privatim – keine unglücklichen waren. Ich reiste viel in den Ferien, ich hatte Zeit und hatte eine großzügige Umgebung; ich lebte auf dem Land. Es war ruhig. Ich konnte mir nachhängen, wissend, dass ich etwas ausdrücken wollte und erst langsam einsehend, dass es Übung und Zeit dafür bräuchte.

Da waren eine Langsamkeit, ein langsames Verstehen-Lernen und ein Erkennen der Seele und der Achterbahnschlingen, die sie mit mir und in mir zog und immer noch zieht.

Eine starke Neigung zur Melancholie, ins Depressive changierend, wissend, dass ich mich nicht und niemals auflassen dürfte in und gegen die Stimmungen, die ich, wie immer empfand. Wissend, dass, letztlich nur die lebenslange Disziplin einer Aufgabe mich davon abhalten würde, abzugleiten in die Aufgabe des eigenen Ich. Das erfuhr ich und

Karl und Hilde

Eine Erinnerung an Brigitte Schwaiger

es war mir genug, es erfahren zu haben. Danach habe ich mich gerichtet; danach habe ich auch gearbeitet; gearbeitet in allen meinen drei Handwerken: dem Recht, dem Schreiben und der Malerei.

Ein langer Lebensbogen, bisweilen, Jahre, in denen ich meinem Ratschluss folgend immer wusste, dass nur so und nicht anders, gleich, was ich tät, das Dunkel nicht Überhand über mich gewönne. Das Leben hat es gut mit mir gemeint, insoweit, als dass ich in zwei von drei Sparten (so) wenig Erfolg hatte und habe, aber in zwei von dreien viele Neider. (Bilder habe ich nie ausgestellt).

Überblicke ich diese Seiten, dann höre ich schon den Einwand, wonach auch dies wieder zu persönlich sei, sich also nicht gehöre, weil es den Abstand verletze und mit ihm jene Geheimnistuerei, die mehr als alles andere die kleinstädtische Gesellschaft kennzeichnete, von der die Rede schon ging.

In einem Burggraben, einem Wehrgraben westen zwei Hirsche an, Karl und Hilde. Sie westen, dem Schilde nach, schon zehn Jahre zuvor dort an; Karl und Hilde und hinter der Grabenmauer, die wehrhaft aufging, da residierte der Dekan, ein Fortschrittlicher. Man sagte nicht mehr im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, sondern man sagte Guten Abend in der schönen gotischen Stadtpfarrkirche und Guten Morgen, je nach der Lage der Dinge und der nach dem Jahres-, Wochen – und Tageskreis.

Statt des Propheten Jeremia kam schon das eine oder andere Mal Sartre dran; der Kooperator war auch ein Philosoph – und ein wirklich guter Mensch – seine basale Heideggerei machte dem Zwölfjährigen Eindruck, weniger Eindruck später dann eine über den Zwölfjährigen in der Unterrichtsstunde vorgetragene Kürzestpsychoanalyse, wonach jener, der Knabe, ein hemmungsloser Egoist auf dem Wege der Besserung wäre.

Ein harmloses Stück Kurzprosa, auf dem Abschiedsabend der Schiwoche vorgetragen, führte zu einem kollektiven Züchtigungserlebnis. Es traf den geistlichen Herrn, der sich seinerseits beim Klassenvorstand beschwerte und so kam es zu der Standpauke. Hochrot wurde das Gesicht des Trachtenjankerbejackten, als er zu seiner Suada Anlauf nahm. Gegrämt hat es mich nicht.

Ich wusste schon, was es geschlagen hatte; wusste es auch, als ich vor dem schönen Brunnen auf dem Stadtplatz zu meinem Großvater sagte: ein Beruf wird mir nicht genügen.

Und er sagte, „da wird sich der Vatta nicht freuen“.

Karl und Hilde und ich. Ich habe erst nach der „Matura“ zu rauchen begonnen; mit Grund: ich wollte auf einer Toilette nicht rauchen. Womit ausreichend beschrieben sein soll, wovon dies alles handelt: von einer Schulzeit in den Jahren der so genannten Prosperität.

IV

In diese Zeit fiel das Erscheinen des Romans „Wie kommt das Salz ins Meer“ von Brigitte Schwaiger, einer Arztenstochter aus Freistadt, O.Oe., jener Stadt, in der auch ich, freilich 15 Jahre später, das (einzige) Gymnasium weitem besuchte.

Es muss 1977 oder 1978 gewesen sein, als das Buch heraus kam und auf dem Lande in der kleinen Stadt kaum anderen Eindruck machte, als – etwa 75 Jahre zuvor – das Erscheinen eines bestimmten Romans eines Fünfundzwanzigjährigen in der Freien und Hansestadt Lübeck.

Gewiss, inkommensurabel, das alles. Aber, man

fühlte so und ich bekam es mit. Das war nicht schwer: ein Gutteil des Personals aus diesem Roman kannte man ja nun, auch persönlich, und lange hat sich die Autorin nun auch nicht dabei aufgehalten, die Personen zur Unkenntlichkeit zu verzeichnen; das Gegenteil ist der Fall: sie hat die Figuren in einer einfachen, lakonischen aber doch souverän gehandhabten Sprache zur Kenntlichkeit verzeichnet; zu einer Kenntlichkeit, die über die Betroffenen hinaus ging.

Es wurden Tabus gebrochen, Wunden der Nachkriegsgesellschaft in vernarbenden Platten herunter gerissen, so dass die Wunden sichtbar wurden. Der Nazi-Vater, der Ekel des und vor dem Gutbürgerlichen, das Verlogene einer so genannten besseren Gesellschaft, kleinbürgerlich nicht nur in dem Sinne eines Georg Lukacs aus Budapest.

Die junge Frau, die sich Wunden zufügt. Das Gefängnis einer unglücklichen Ehe. Das Grauen vor dem Geschlechtsverkehr.

Das sprach sich nicht aus in der Welt meiner Kindheit, wohl gar nicht in diesem Staat, dessen Gesellschaft einen nackten Hintern allenthalben als größere Schande verstand als die Mitgliedschaft in einer SS Mord Brigade.

So suchte man nach Erklärungen, auch für den misslichen Erfolg des Buches. Es wurde von einem „Verhältnis“ mit einem berühmten Publizisten schwadroniert, der, wie könnte es auch anders sein, Jude war, der es schon richten könne – Friedrich Torberg.

Man nuschelte über eine depressive Erkrankung der Autorin und manches andere Üble. Das zweite Buch „Mein spanisches Dorf“ erzielte noch einen Achtungserfolg; ab dem dritten hörte man nicht mehr viel.

Aber das Pelzige aus jenen Jahren des Erscheinens des ersten Buches von Brigitte Schwaiger erinnere ich noch, als wäre es gestern gewesen; es ist mir, als schwände mein Alter noch einmal zurück, und ich wäre wieder stummer Zeuge der Empörung der Erwachsenen, die sich, letztlich doch, in einem sicher fühlten: die Kunst, eine unsichere Sache, der Erfolg einer Autorin ungewiss – was das alles gegen die Gewissheiten eines bürgerlichen Berufes, eines maßvollen, sich nicht verausgabenden, sich nicht verzehrenden, nicht aus- und erschöpfenden bürgerlichen Lebens, das am Schluss, also am Ende, immer die sichere



Foto: Die Presse

Brigitte Schwaiger (1949 - 2010): „Die alte Fabel von Erfolg und Misserfolg, frühem Aufblitzen und langsamem Verlöschen“

Herausgeber	Distel - Vereinigung	
Erscheinungsort	Bozen	
Präsidentin	Gertrud Gasser	
Vorstand	Peter Paul Brugger, Armin Gatterer, Karl Gudauner, Reinhold Perkmann, Roger Pycha	
Koordination, Veranstaltungen	Bernhard Nußbaumer	
Presserechtlich verantwortlich	Vinzenz Ausserhofer	
Finanzgebarung	Christof Brandt	
Graphisches Konzept	Gruppe Gut Graphics	
Sekretariat	Alexandra Platter	
E-mail	I - 39100 Bozen, Silbergasse 15	
homepage	Tel. ++39/0471 - 977468	
Druck	Fax ++39/0471 - 940718	
Grafik	info@kulturelemente.org	
Bezugspreise	www.kulturelemente.org	
Abonnement	Fotolito Varesco Auer	
Bankverbindungen	Media Grafik ++39 348 580 30 70	
	Inland: 3,5 Euro, Ausland 4 Euro	
	Inland: 22 Euro, Ausland: 29 Euro	
	Südtiroler Landessparkasse Bozen:	
	IBAN: IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300	

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung, **Abteilung Deutsche Kultur**

Die **kulturelemente** sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81
Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

Ferruccio Delle Cave

Literatur- und Musikwissenschaftler, Romanist und Historiker, Publizist und Autor, Leiter der Fachgruppe Literatur im Südtiroler Künstlerbund, Autor und Kurator mehrerer Literaturpreise

Hannes Egger, Lana
Künstler, Kunstvermittler, Publizist

Martin Hanni, Bozen
Leiter der Dokumentationsstelle für Neuere Südtiroler Literatur, Filmer und Publizist

Michael E. Sallinger, Innsbruck
Rechtsanwalt, Rezensent und Publizist

Siegfried. J. Schmidt, Münster
Kommunikationswissenschaftler und Philosoph, Publizist und Künstler

Haimo Perkmann, Meran
Übersetzer, Publizist

Harald Wieser, Bozen/Innsbruck
Literaturwissenschaftler, Publizist

Michael Zeller, Wuppertal
Schriftsteller

Veronika Zoidl,
Autorin, Mitorganisatorin des Literaturwettbewerbs „Schreibkraft“

Karte wäre, während jene, die Künstlerin, schon noch sehen werden, wohin sie komme.

V

Und in der Tat, das hat sie gesehen: zu Tode gekommen, aus einem Seitenarm der Donau gezogen, tot.

Nun also: das bürgerliche Verdikt jener Tage hat sich erfüllt, sie hat es nicht getragen, nicht ertragen, ist am Ende gescheitert. Wenn auch die Propheten von damals nicht mehr am Leben sind, die meisten, zumindest, so wird sich, des bin ich ganz gewiss, an dieser Einschätzung nichts geändert haben.

Allein, dies Geschick offenbart vieles, auch über die Kunst und ihren Betrieb; die alte Fabel von Erfolg und Misserfolg, frühem Aufblitzen und langsamem Verlöschen; Verderben.

Verderben: eben dessen, der sich einlässt, der sich auflässt, der sich Preis gibt, der Grenzen überschreitet: die Grenze von Karl und Hilde als dem Trugbild einer Mördersgemütlichkeit, hinter deren Fratze alle Übel sorgfältig vor den Blicken der Mitwelt zwar verborgen, aber dennoch gelebt werden.

Die Grenze von Karl und Hilde als den Kennzeichen einer Beschaulichkeit, deren Bodenlosigkeit nach den Jahren von 1933 bis 1945 eigentlich jedermann ersichtlich sein musste.

Keine alte Ordnung ist da zugrunde gegangen, sondern Missverständnisse einer vermeintlich bürgerlichen Welt sind über das Boden-Lose ihrer Existenz getorkelt. Nun also, und noch einmal.

VI

Nachdem sie tot ist, gibt es viel öffentliche Erinnerung, viel Bedauern und viel Mitleid. Nachrufe und öffentliches Nachdenken, eine Nachrede und eine Erinnerung an das letzte, im Czernin Verlag erschienene Buch: Fallen lassen.

Ich nehme mich da gar nicht aus: nach der „Malstunde“, einem Künstlerbuch, habe ich nicht mehr viel gelesen, in das eine und das andere Buch hinein gelesen. Und es stimmt auch, dass die Annäherung an jene Themen, an denen sie sich ausgeschrieben und gerieben hat, jenen furchtbaren Erlebnissen der Kindheit und Jugend, mich nicht mehr bewegt hat; also: nicht besser als die anderen und, überdies: ein Heuchler.

Ein Werk, das aus wenigen traumatischen Jahren und Verhältnissen lebt, aber ein Werk; ein abgerundenes Werk. Und doch liegt genau darin der Fehler – Autorin und Werk soll(t)en nicht auf diese Zusammenhänge reduziert werden. Brigitte Schwaiger, der es an der Macht der literarischen Allokution mangelte und die, anders als andere Autorinnen, nicht dazu in der Lage war, das eigene Schicksal aufzufächern in publikumswirksame Zwischenreiche, hatte keine Lobby.

Allein die stattliche Anzahl der in stattlichen Verlagen veröffentlichten Bücher spricht für sich; eine fast fünfunddreißig Jahre währende Autorschaft. Es hat, alles in allem, und bei allem Fleiß nur für die Sozialhilfe gereicht.

So hat sich, in aller schäbigen Pestilenz, der Unkenruf jener Gesellschaft bewahrheitet, die im Erstling, dem verfluchten, zur Stimme kam. Jener Unkenruf, wonach man das Scheitern der Frau noch erwarten werde. Es hat mehr als drei Jahrzehnte und mehr als zwanzig Bücher lang gebraucht. Der Bürger lässt sich nicht portraituren. Am wenigsten der Kleinbürger.

Bewahre Dein Herz mit allem Fleiß, so heißt es in der Schrift, denn daraus gehet das Leben.

An der mangelnden Fähigkeit zu dieser Verwahrung, die immer auch eine Verbergung ist, und an der Totalität ihrer Offenheit ist Brigitte Schwaiger nach jenen bürgerlichen Grundsätzen gescheitert. Abbitte kann man ihr nicht leisten.

Man kann sich nur dafür schämen, zu den Gleichgültigen gehört zu haben und insoweit immer noch zu gehören, als dass es dieses Todes bedurfte, sich einem Werk zuzuwenden, das zu den wesentlichsten Bildwerken unserer Nachkriegszeit gehört; ein Werk, das nichts so sehr wollte und wünschte, als Karl und Hilde zu überwinden.

